Biogr.
1104
b

Biogr.
1104 b

<3660644454001 1

<3660644454001 1

Bayer. St

Biogr.
1104
b

Sokrates.

Betrachtungen und Untersuchungen

von

Ferdinand Delbrück.

Bayerische Staatsbibliothek München

Köln 1819,
bey Johann Peter Bachem.

86 A

8° Biogr. 1104 b Socrates.

Verlagsbücher von J. P. Bachem.

Butte, Dr. W., Erinnerungen an meine deutschen Landsleute, welche versucht seyn sollten aus Europa zu wandern. 8. 1816. 10 gr. 45 kr.

Delbrück, F., Sokrates. Betrachtungen und Untersuchungen. 12. 1819. br. 10 gr. 45 kr.

Groote, E. von, Faust's Versöhnung mit dem Leben 8. 1816. br. 1 thl. 1 fl. 48 kr.

Hüllmann, K. D., Ursprünge der Besteurung. gr. 8. 1818. br. 10 gr. 45 kr.

Keine Volksrepräsentation in den deutschen Bundesstaaten! mit Bezug auf die wohlerworbenen Rechte des Adels. 8. 1816. br. 8 gr. 36 kr.

Vorschläge zur Errichtung eines allgemeinen Jungfrauen-Stiftes in Preußen. Mit dem Motto: Ehret die Frauen! 16. 1816. br. 6 gr. 24 kr.

Commissions-Bücher.

Anleitung zur Arithmetik von G. v. H. gr. 8. 16 gr. 1 fl. 12 kr.

Heynen, H., Vorlegeblätter zum Elementar-Unterricht in der deutschen und englischen Schönschrift. 1s Heft qu. 4. 1818. br. 12 gr. 54 kr.

Biogr.
1104 b

Sokrates.

Betrachtungen und Untersuchungen

von

Ferdinand Delbrück.

Köln 1819,
bey Johann Peter Bachem.

86 A

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorerinnerung.

Zu den für Wissenschaft und Kunst erfreulichsten Erscheinungen unserer Tage gehört wohl die Sorge, welche Sprachgelehrte und Denker des ersten Ranges auf den Platon wenden. Bey der innigen Theilnahme, welche die Begebenheiten der Zeit und die zu hoffende Gestaltung unserer staatsbürgerlichen und kirchlichen Verhältnisse so Vielen für die höchsten und würdigsten Gegenstände menschlicher Bestrebung einflößen, ist nicht zu fürchten, daß jene Bemühungen ungesegnet bleiben werden; vielmehr zu hoffen, es werde sich unter ihrem Einflusse bey uns eine neue platonische Schule bilden, und für das Denken wie für das Handeln dem Fürsten der Philosophen in Deutschland ein Reich stiften, dem dieser, wenn auch nicht dem Namen, doch dem Geiste nach leitend und waltend vorstehe.

Um zur Genossenschaft an diesem Reiche mich, und so weit es meine Kraft verstattete, Andere vorzubereiten, habe ich während meines Aufenthalts zu Königsberg in Preußen nicht nur selbst den Platon von neuem gelesen, sondern auch drittehalb Jahre hindurch auf dortiger Universität Vorträge über ihn gehalten, in welchen ich bald einzelne seiner Werke zu erklären, bald seine Lehre von den göttlichen und menschlichen Dinge entweder theilweise oder im Zusammenhange darzustellen mich bemühte.

Solche Beschäftigungen haben mich auf Untersuchungen und Betrachtungen geleitet, dergleichen die folgenden sind. Diese betreffen freylich zunächst und unmittelbar nicht den Platon, sondern seinen Meister, und haben zum Zwecke, von dem, was in des Sokrates Eigenthümlichkeit bisher noch räthselhaft war, einiges zu deuten, anderes stärker her-

vorzuheben, damit es Kundigere auslegen.

Was die Erzählung betrifft, womit ich meine Betrachtungen schließe: so setze ich von den mir befreundeten und wohl geneigten Lesern voraus, sie werden von selbst sehen, was damit gemeint ist; und in dieser Voraussetzung bitte ich sie, gedachte Erzählung gegen die Verunglimpfungen Ungünstiger und Uebelwollender zu schützen; die Frage aber, was in derselben Wahrheit, und was Dichtung ist, auf sich beruhen zu lassen.

Geschrieben wurde diese Abhandlung bereits vor länger als vier Jahren, binnen deren Frist ich eine Zeit lang dem Lehramte ganz entzogen wurde. Zu demselben kehre ich jetzo zurück. Um bey dieser für das Glück meines Lebens entscheidenden Rückkehr Muth zu fassen

und Besonnenheit zu behalten, empfinde ich lebhaft das Bedürfniß, ferne Freunde zu begrüßen. Ihnen widme ich daher diese Blätter, wie auch den jüngern mir noch unbekannten, welche an der edler Kunst und Wissenschaft allhier geweiheten Stätte sich zusammen finden, und mir näheren werden.

Bonn, den 19. Novemb.
1818.

Der Verfasser.

Sokrates.

Betrachtungen und Untersuchungen.

Unter Platons Werken befindet sich eins, welches die Benennung führt: Rechtfertigung des Sokrates. Schleiermacher meint, daß die drey gerichtlichen Reden, woraus dasselbe besteht, vom Sokrates wirklich gehalten und vom Platon nur niedergeschrieben worden ohne weitere Aenderung, als welche der Unterschied zwischen dem gesprochenen und geschriebenen Worte unvermeidlich macht und welche alles annimmt, was aus einem selbständigen Geiste in den andern übergeht.

Die Gründe, womit Schleiermacher diese Meinung unterstützet, haben mich

völlig überzeugt. Demnach glaube ich, wir vernehmen in gedachten Reden mit Ausnahme vielleicht dreyer Stellen, deren weiter unten besonders soll gedacht werden, vom Sokrates selber, was er in jener bedeutenden Stunde, die für ihn über Leben und Tod entscheiden sollte, gedacht, empfunden und gesagt hat. Diese Voraussetzung verstärket meines Erachtens um vieles den Eindruck, dessenwegen jenes Werk so sehr geliebt und bewundert wird. Geliebt und bewundert hat man dasselbe von jeher wohl vorzüglich deßwegen so sehr, weil es wie wenige andere darthut, daß, in welchem Maße jemand sich unter Göttliches und Himmlisches demüthigt, er sich über Irdisches und Menschliches erhebt. Diese wundersame Mischung von Erniedrigung und Erhöhung seiner selbst spricht sich schon in der ersten Rede als Hauptgedanke aus. Hier nämlich erzählt Sokrates, wie auf Chärephons Befragen,

ob jemand weiser sey als er, das Orakel in Delphi geantwortet habe, es sey Niemand weiser. Er nun, im Bewußtseyn seiner Unwissenheit, habe anfangs nicht begreifen können, was doch das Orakel mit jenem Spruche meinen möge, und sey, um den Sinn desselben zu erforschen, bey allen denen, die im Rufe der Weisheit standen, prüfend umhergegangen, wobey sich denn gefunden, diese sämmtlich seyen ihm an Unwissenheit gleich, ständen ihm aber nach darin, daß sie sich einbildeten, zu wissen, was sie nicht wüßten, er dagegen übertreffe sie in dem einen Stücke, daß, wie er nicht weise sey, so auch nicht glaube, es zu seyn. Nachdem er dieses alles umständlich erzählt hat, setzt er hinzu:

„Und so scheint wohl, ihr Athener in der That der Gott weise zu seyn, und mit diesem Orakel dieß zu meinen, daß

die menschliche Weisheit sehr weniges nur werth ist oder gar nichts, und offenbar dieß nicht vom Sokrates zu sagen, sondern nur mich zum Beyspiel erwählend sich meines Namens zu bedienen. Wie, wenn er sagte: Unter euch ihr Menschen ist der Weiseste, der wie Sokrates einsieht, daß er nichts werth ist, was die Weisheit anbelangt."

Daß die demüthige Anerkennung des eigenen Unvermögens, zur Erkenntniß der Wahrheit zu gelangen, die letzte und reifeste Frucht echt wissenschaftlicher Bestrebungen sey, behauptete länger als zwey tausend Jahre nach dem Sokrates ein anderer Weiser, mit welchem jener sich würde befreundet haben, wäre ihm sein Umgang vergönnt gewesen.

„Die Wissenschaften, sagt Pascal, haben zwey sich berührende Grenzen. Die eine davon ist die reine natürliche Un-

wissenheit, worin sich alle Menschen bey der Geburt befinden. Die andere Grenze ist die, wohin die großen Seelen gelangen, welche alles vom Menschen Wißbare durchforschend finden, daß sie nichts wissen und sich auf derselben Unwissenheit betreffen, von welcher sie ausgiengen. Das aber ist eine gelehrte sich selber kennende Unwissenheit. Die in der Mitte Stehenden, welche die natürliche Unwissenheit verlassen haben, ohne zur andern gelangen zu können, haben einen Anstrich selbstgefälliger Weisheit und spielen die Klugen. Diese sind es, welche die Welt verwirren und über alles schlechter urtheilen, als die übrigen."

Was Sokrates und Pascal in den angeführten Worten behaupten, scheint bey'm ersten Anblick sehr niederschlagend zu seyn, und deßwegen wird mancher sich geneigt finden, die Richtigkeit desselben zu be-

zweifeln. Um hiebey vor Uebereilung zu bewahren, will ich an einen Zug der heiligen Geschichte erinnern, woraus erhellet, daß es nach den Aussprüchen des Evangeliums mit der menschlichen Tugend nicht besser beschaffen ist, als nach der Meinung Pascals und des Sokrates mit der menschlichen Weisheit.

„Und da er hinausgegangen war auf den Weg, erzählt der Evangeliste, lief einer vorne vor, knieete vor ihn, und fragte: Guter Meister! was soll ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe? Aber Jesus sprach zu ihm: Was heissest du mich gut? Niemand ist gut denn der einige Gott.“

Ist Gott allein gut: so wird des Menschen Güte darin bestehn, daß er nicht schlecht sey, woraus aber nicht folgt, daß sich dieselbe nur in Unterlassung des Bösen an den Tag lege. Was sich näm-

lich unter dem Namen des Gewissens in uns regt, ist als ein Antrieb anzusehn, der von Ewigkeit her, wie den Steinen die Schwere, allen denkenden und wollenden Geschöpfen von dem Wesen der Wesen mitgetheilt worden. Die leiblichen Neigungen und sinnlichen Begierden hindern die Wirksamkeit jenes Antriebes. In dem Maße als es dem Menschen gelingt, sich von den Banden los zu machen, worin diese ihn gefangen halten, wird das Göttliche in ihm frey, und stiftet in seinem Innern eine Wohlgeordnetheit und einen Frieden, unter deren Einflusse ihm beschieden ist, Großes und Schönes die Fülle zu vollbringen. Aber weder jene Wohlgeordnetheit noch diese Aeußerung derselben durch die That soll der Mensch als sein eigenes Werk betrachten, sondern als das Werk Gottes in ihm. Denn wenn wir von Jugend auf angeführt werden zu bekennen, daß wir nicht aus eigener Kraft selig zu wer-

den vermögen: so ist der Sinn dieses Bekenntnisses wohl kein anderer, als der, daß unsere Kraft zwar hinreicht, uns vor dem Laster, der Sünde, dem Unwürdigen zu bewahren, daß wir aber, um zur Würdigkeit vor Gott zu gelangen, den Beystand des heiligen Geistes vonnöthen haben.

Auf gleiche Art, wenn wie Sokrates sagt, Gott allein weise ist: so wird des Menschen Weisheit darin bestehn, daß er nicht thöricht sey, woraus aber wiederum nicht folgt, daß sich dieselbe nur durch Meidung des Irrthums an den Tag lege. Alles echte Wissen nämlich hat seine Wurzel in gewissen nicht von aussen, sondern von innen herstammenden Ideen, die uns von Gott eingepflanzet worden. Die falschen Meinungen und die Vorurtheile, unter denen wir aufwachsen, hindern das Emporkommen und Gedeihen jener Ideen. In dem Maße

als es dem Menschen gelingt, sich der Täuschungen zu erwehren, womit jeder Tag so zu sagen und jede Stunde geschäftig sind uns zu umstricken, gewinnen jene uns eingepflanzten Ideen Kraft und Wachsthum, Früchte der Erkenntniß zu tragen, die den kranken Geist heilen, den gesunden nähren und erquicken. Hievon, daß nämlich, wenn der Mensch nur standhaft bemüht ist, des Irrthums los zu werden, die Wahrheit, deren er bedarf, sich ihm dann von selber darbietet, legt Sokrates ein schönes Zeugniß ab.

„Niemand ja, sagt er, weiß was der Tod ist, und ob er nicht für den Menschen das größte ist unter allen Gütern. Sie fürchten ihn aber als wüßten sie gewiß, daß er das größte Uebel ist. Und wie wäre dieß nicht jener verrufene Unverstand, die Einbildung nämlich etwas zu wissen, was man nicht weiß.

Ich nun ihr Athener übertreffe vielleicht um dasselbe auch hierin die meisten Menschen. Und wollte ich behaupten, daß ich um irgend etwas weiser wäre: so wäre es um dieses, daß da ich nichts ordentlich weiß von den Dingen in der Unterwelt, ich es auch nicht glaube zu wissen; gesetzwidrig handeln aber, und dem Bessern, Gott oder Mensch, ungehorsam seyn, davon weiß ich, daß es übel und schändlich ist. Im Vergleich also mit den Uebeln, die ich als Uebel kenne, werde ich niemals das wovon ich nicht weiß, ob es nicht ein Gut ist, fürchten oder fliehen."

Aus diesen und ähnlichen Bekenntnissen erscheinet klärlich, daß von des Sokrates wissenschaftlichen Bestrebungen der Erfolg größer war als die Absicht. Zur Absicht hatte er nur dem Scheinwissen den Eingang bey sich zu verwehren, der Erfolg aber war, daß er nicht nur die-

ses erreichte, sondern auch, daß an die Stelle des Scheinwissens bey ihm das echte Wissen trat, und zwar, wie es das Ansehn hat, ohne sein besonderes Zuthun. Denn dergleichen Wahrheiten, die sich in einer Seele ohne Falsch, wie die seinige war, von selber entwickeln, lassen sich nicht als solche betrachten, die auf menschliche Weise erforschet, sondern als solche, die durch göttliche Eingebung unmittelbar mitgetheilt werden.

Unablässig strebe, dich zu enttäuschen und sey versichert, daß dir dann über das wahrhaft Wissenswürdige das Licht des Verständnisses von selber aufgehn werde; — mit diesen wenigen Worten könnte man vielleicht den Geist der sokratischen Philosophie nicht untreffend bezeichnen.

Es gehörte viel dazu, ein Sokrates zu seyn, sagt Herder, vor Allem die

schöne Gabe entbehren zu können, und der feine Geschmack an moralischer Schönheit, den er bey sich zu einer Art von Instinct erhöhet zu haben scheint; indessen, setzt Herder hinzu, hebe man auch diesen bescheidenen edelen Mann nicht über die Sphäre empor, in welche ihn die Vorsehung selbst stellte.

Ich dagegen weiß nicht, wie derjenige hoch genug erhoben werden könne, der durch Lehre und Beyspiel zuerst darthat, aller Philosophie Anfang, Mitte und Ende sey Haß gegen das Scheinwissen; die Dialektik diene nur dazu, den Irrthum aufzudecken; die Erkenntniß aber der Wahrheit habe zur Quelle etwas höher Liegendes als die Vernunft.

Das Verdienst, welches Sokrates sich durch Aufstellung und Verbreitung dieser Grundsätze und Ansichten erworben hat, scheinet mir um so größer, da ich der

Meinung bin, daß er hiedurch unserer Religion den Weg gebahnet hat zu Seelen, bey denen sie sonst nicht so leicht möchte Eingang gefunden haben. Christus pries einst den himmlischen Vater dafür, daß er den Sinn seiner Worte den Klugen und Weisen verborgen habe, und habe ihn den Einfältigen geoffenbaret: denn also sey es wohlgefällig gewesen vor ihm. Gleichwohl hat es späterhin Gott gefallen, die Geheimnisse des Evangeliums auch den Weisen dieser Welt zu enthüllen, und zwar ist dieses zuerst und zumeist den Jüngern der platonischen Schule widerfahren, welche sich von ihrem eigentlichen Stifter und ersten Meister dem Sokrates zwar schon sehr entfernt hatten, aber dennoch seiner Hauptlehre immer in dem Maße eingedenk geblieben waren, daß sie über dem Forschen und Grübeln die kindliche Einfalt nicht ganz eingebüßt hatten.

Daher möcht' es wohl nicht zu kühn seyn, den Sokrates als einen der Vorläufer Christi anzusehn, der bestimmt war, auf ihn die Gelehrten vorzubereiten, wie die Propheten das Volk.

Wer nun dem Sokrates unter den Philosophen einen so hohen Rang anweiset, auf den muß der Orakelspruch, wodurch er für den Weisesten der Menschen erklärt wurde, einen eigenen Eindruck machen. Ich wenigstens habe darüber oft meine besondern Gedanken gehabt, und muß mich wundern, daß jenes Orakel und seine Wirkung auf den Sokrates nicht schon häufiger ein Gegenstand gründlicher Untersuchung gewesen. Bereits unter des Sokrates Zeitgenossen, und namentlich unter seinen Richtern, fehlte es nicht an solchen, die seine Berufung auf das Orakel für nichts weiter hielten, als für eine scherzhafte Verstellung; und so giebt es unter sei-

nen Verehrern auch heut zu Tage viele, die es am besten getroffen zu haben glauben, wenn sie die ganze Stelle, wo er in der Rechtfertigung der delphischen Weissagung und ihres Eindrucks auf ihn gedenkt, als Muster einer besonders feinen Ironie preisen. Mit gleichem Rechte könnte man vom Thomas von Kempen oder vom Pascal und Fenelon, wenn sie, um ihre innigste Ueberzeugung von göttlichen Dingen zu beglaubigen, biblische Sprüche anführen, behaupten, sie thäten dieses nur aus Ziererey nach Art theologischer Klüglinge unserer Tage, die, um ihre kleinen Gedanken an den Mann zu bringen, sich auch dann und wann herablassen, Bibelsprüche in den Mund zu nehmen, und sich dann wunder wie viel damit wissen, daß sie in die Worte Christi und seiner Propheten und Apostel mehr hineinlegen, als an sich darin liege, und ihrer Meinung nach darin liegen könne. Doch, die Sprache

geheuchelter und empfundener Andacht mit Sicherheit zu unterscheiden ist nicht Jedermann gegeben; und so dürfte es nicht undienlich seyn, genauer zu erörtern, was es mit jener Berufung des Sokrates auf das Orakel für eine Bewandniß habe.

Vielen scheint am Sokrates nichts bewunderungswürdiger als seine Gewandtheit in der Dialektik und im Gebrauche der nach ihm benannten Ironie. Die, so denken, halten scharfen Verstand, Witz und Neigung zum Scherze und Spotte für die hervorstechendsten seiner Eigenschaften. Aber es ist unstreitig, daß tiefes und zartes Gefühl, und eine ungewöhnliche Regsamkeit des innern Anschauungsvermögens eben so wesentliche Züge in dem Gepräge seines Geistes bilden. In dieser Lebendigkeit des innern Sinnes hatte seine Quelle, was er selber erzählt, von dem Dämonischen, un-

ter dessen Einflusse er von Jugend auf gestanden habe. Bisher war ich der Meinung, dieses Dämonische habe sich ihm nur dann und wann und bey außerordentlichen Anlässen geoffenbaret. Jetzo aber glaube ich mit Grund annehmen zu dürfen, daß kaum ein Tag seines Lebens vergangen seyn mag, an welchem es ihn nicht aufgeregt habe. Als merkwürdig zeichnet er selber dieses daran aus, daß es ihn bey'm Handeln nie antreibe, sondern nur abmahne. Oft unterbrach es ihn in seinem Gange, daß er stille stand, mitten im Reden, daß er plötzlich schwieg. In solchen Augenblicken pflegte er in sich selber zu versinken. Es war als ob die äußern Sinne dann sich verschlössen, um die Wirksamkeit des innern nicht zu hemmen. Eine solche Begeisterung erfolgte nach der Erzählung des Alkibiades bey'm Platon einst im Lager vor Potidäa früh am Tage. Sie dauerte die ganze folgende Nacht hindurch bis zum Auf-

gang der Sonne, bey deren Anblick Sokrates wieder zu sich kam, und das überströmende Gefühl in ein kurzes Gebeth an diese ergoß. Von dem Einflusse dieses Dämonischen rührt ohne Zweifel auch das Weissagerische her, welches im Leben des Sokrates als so bedeutend hervortritt. Was ihm und seinen Freunden Künftiges bevorstand, ersah er häufig nicht aus Zeichen, sondern in unmittelbaren Ahnungen, und verkündete es mit einer Sicherheit, die, wie es scheint, selten trog. Von seinen Prophezeihungen sammlete ein gewisser Antipater viele in einem Werke, welches noch zu Cicero's Zeit vorhanden war.

Alle diese Züge zusammen genommen, lassen kaum einen Zweifel übrig, daß dem Sokrates in nicht geringem Maße beygewohnt habe, was unter dem Namen der Mystik von einigen so hoch gehalten, von andern entschieden verwor-

fen wird. Zu welcher von beiden Parteyen der Philosoph Hemsterhuis gehört habe, ob zu den Verehrern oder Verächtern der Mystik erhellet einiger Maßen aus einer Stelle seines Werkes von der Gottheit, wo er sagt:

„Es scheint, daß wenn der Mensch durch Anstrengung oder durch die Vortrefflichkeit seiner Natur zur vollkommnen Harmonie der Kräfte, die wir an ihm kennen, gelangt ist, andere bis dahin unbekannte Kräfte anfangen sich in ihm zu entwickeln, und seine Gleichartigkeit mit Gott so weit vermehren, daß sich darin ein Schatten selbst der göttlichen Macht zu offenbaren scheint."

Diese Worte führe ich um so lieber an, da sie mir Gelegenheit geben, genauer zu bezeichnen, was ich für die eigentliche Quelle der Mystik bey'm Sokrates halte.

Unsere Sprache bezeichnet das sittliche Gefühl mit dem sehr ausdrucksvollen Worte Gewissen, gleichsam anzuzeigen, nichts für den Menschen sey gewisser als das Gesetz, welches sein Wollen und Handeln bestimmen soll. Alles führt darauf anzunehmen, daß von jenem Gesetze das Bewußtseyn dem Sokrates mit ungewöhnlicher Klarheit beywohnte. Er empfand das Bedürfniß, über die göttlichen und menschlichen Dinge ein System von Ideen bey sich auszubilden, welches mit den Aussprüchen des Gewissens stimmte, und dieselbe Helligkeit hätte wie diese. In dem, was sich ihm auf dem Wege der Beobachtung und äußeren Erfahrung, was sich ihm durch Entwickelung und Verknüpfung der Begriffe darbot, entdeckte sein scharfer Verstand nur, was in göttlichen und menschlichen Dingen das Wesenhafte nicht sey. Die Einsicht in dasjenige, was es sey, welche das Nachdenken ihm versagte,

verhieß die Beschauung ihm zu gewähren. Er ergab sich ihr und wir sehen, mit welchem Erfolge. Ohne die Gabe der innern Betrachtung war er bey seiner Dialektik in Gefahr, ein Zweifler; ohne Dialektik war er bey der Regsamkeit seines innern Sinnes in Gefahr ein Schwärmer zu werden. Was ihn auf der einen Seite vor dem Unglauben, auf der andern vor dem Aberglauben bewahrte, lag in der Kraft seiner sittlichen Begeisterung, es lag in der Stärke seines Willens, in der Richtung welche dieser nahm und unverrückt behielt, wie auch in der Lebendigkeit, womit derselbe rastlos sein Ziel verfolgte. Und so könnte mancher meinen: den Sokrates zu dem zu machen, was er war, dazu habe nicht wenig dieses beygetragen, daß er zu Herzen genommen, was dem Philosophen Hemsterhuis zu Folge in jüngern Jahren die weise Diotima einst soll zu ihm gesagt haben.

In des genannten Philosophen Gespräche nämlich, welches überschrieben ist Simon, oder von den Kräften der Seele, läßt sich die mantineische Seherin in einer Unterredung mit dem Sokrates also vernehmen:

„Auf ähnlichen Flügeln erheben sich, sagt sie, einige glückliche Seelen. Sie überlassen sich gänzlich dem Triebe, sich zu vervollkomnen; sie machen sich von Allem, was um sie her irdisch und vergänglich ist, los, sie beschleunigen ihre Entwickelung und neue Organe zeigen sich. Alsdann werden unsere Verhältnisse mit den Göttern unmittelbarer, und wir entdecken an dem Weltall verschiedene Seiten, die für dich Sokrates und andere Menschen noch in dem Nichts sind, alsdann sehen wir das Verhältniß zwischen Wirkung und Ursach, dringen dadurch in die Zukunft ein, und erhalten von denen, die uns hören und

sehen, den geheimnißvollen Namen von Sehern."

Hier nun öffnet sich ein weites Feld schöner Betrachtungen über den Unterschied zwischen echter und unechter Mystik, und über die Kennzeichen, woran man ihn prüfen könne. Ohne mich hierüber zu verbreiten, will ich mich begnügen, aus dem Bisherigen nicht mehr als eine Folgerung zu ziehn, und daher nur sagen: Sokrates habe den Glauben an unmittelbare göttliche Eingebungen wirklich gehabt; dieser Glaube sey nicht als eine Schwäche anzusehn, die man seinen übrigen großen Eigenschaften zu Gute halten müsse, sondern er sey in den innersten Eigenthümlichkeiten seines Geistes so tief gewurzelt, mit seinen wissenschaftlichen Bestrebungen so innig und vielfach verzweigt gewesen, daß er ohne denselben für die Philosophie nicht habe werden können, was er ward.

Mit diesem Glauben nun standen die herrschenden Meinungen seiner Zeit über Offenbarungen der Götter durch Zeichen und Träume und namentlich über die Heiligkeit der Orakel und vorzüglich des Delphischen nicht in Widerspruch, sondern erhielten darin eine Art von Bestätigung, wie sich aus Beobachtungen, die man noch heut zu Tage oft zu machen Gelegenheit hat, leicht erklären läßt. Für andächtige Bibelleser nämlich entsteht eine eigene Art von Erbauung, wenn sie bey'm Suchen und Forschen in der Schrift für die Bedürfnisse ihres eigenen Herzens unversehens auf Sprüche treffen, von denen sich in uralten und noch bestehenden Gebräuchen und Sitten und in einer Reihe daran geknüpfter Ereignisse nachweisen läßt, wie entscheidend sie auf die Denkweise und Handlungsart der Menschen gewirkt haben. Es vergegenwärtigt sich dann aus der Geschichte so vieles Merkwürdige, daß

man recht inne wird, welche Kraft ein in bedeutender Stunde gesprochenes Wort habe. Ohne an den geweiheten Mund zu denken, der es sprach, und nur die Erfolge bedenkend, die es hervor brachte, wird einem in solchen Augenblicken sehr klar, daß alles, welchen Ursprung es auch habe, was Jahrhunderte hindurch von vielen Menschen für heilig gehalten worden, hiedurch in gewissem Sinne wahrhaft heilig wird.

Einen ähnlichen Einfluß als die Bibel auf die Schicksale und das Thun und Lassen der Christenheit, hatten die Sprüche des delphischen Orakels auf das Wohl und Wehe Griechenlands. Schon in den frühesten Zeiten, da noch das Volk der Griechen, um mit dem Dichter zu reden', als

Ein neues Volk voll Leben, Muth und Kraft

Sich selbst und banger Ahnung überlassen
Des Menschenlebens schwere Bürden trug,

schon damals erscholl in der delphischen Höle die Götterstimme belehrend und tröstend für Rathlose und Bekümmerte. Seitdem wallfahrtete man von nah und fern zu dem Dreyfuße der Pythia als einem Quell geheimer Weisheit und verborgener Schicksalskunde. Alle weit und breit, in denen als Fürsten, Helden, Gesetzgebern, Weisen das Volk seine Häupter ehrte, hatte ein Jahrtausend hindurch die Priesterin über ihre Angelegenheiten rathfragend vernommen und wohlberathen entlassen. In die heiligen Sagen wie der ganzen Nation, so einzelner Stämme und Geschlechter waren delphische Orakelsprüche verflochten. Von so vielen Staaten gab es gewiß keinen, in dessen Jahrbüchern nicht pythische Weissagungen als die größten Denkwürdig-

keiten aufgezeichnet waren. Die Naturreize der Gegend, in welcher Delphi lag, die Schönheit des Tempels, die Inschriften desselben, die Menge und Kostbarkeit der Weihgeschenke, die Feyerlichkeit der Gebräuche, dieß alles ließ jeden, der das Orakel besuchte inne werden, was es heiße, auf geweihetem Boden stehn. Die Eindrücke davon bewahrte er für das ganze Leben, und wenn er Freunden und Nachbarn, die nicht so glücklich gewesen waren, zu sehn und zu hören, was er gesehn und gehört hatte, davon erzählte: so erregte er von dem Allen Vorstellungen, die vielleicht über das Wirkliche noch hinausgiengen. Der Ort, wo der Dreyfuß stand, galt für die Mitte der Erde. Dieß unstreitig ist fabelhaft, gewiß aber ist es, daß er die Stätte war, von welcher ausgieng, was das Griechenleben beseelte, das öffentliche wie das häusliche.

Die Heiligkeit des delphischen Orakels antasten hieß also, sich an dem vergreifen, woran für unzählige Menschen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geknüpft war, hieß, das Band zerreißen, welches eine Menge vielfach getrennter und oft zwieträchtiger Völkerschaften vereinigte, hieß, die Grundlage untergraben, worauf die Macht und der Ruhm und die Dauer des griechischen Namens ruhte.

Von solchem Beginnen, gegen dergleichen als der Frevel größten Platon den Arm der weltlichen Obrigkeit bewaffnet wissen will, war Sokrates weit entfernt. Die innere Stimme, die ihm so oft weissagerisch enthüllte, was andern Menschen verborgen blieb, ließ sich nicht immer vernehmen, sondern schwieg bisweilen, wenn man sie zu hören wünschte. In solchen Fällen wies er die rathfragenden Freunde nach Delphi. Wem hierüber noch Ungewißheit übrig bleiben möchte, den erin-

nere ich an die sehr bekannte Erzählung des Xenophon.

Dieser empfieng, wie er selber meldet, von dem Proxenos, einem alten Gastfreunde, die Einladung zu ihm zu kommen, mit dem Versprechen, ihn wenn er käme, dem Kyros lieb zu machen, von dem er seiner Aussage nach für sich selbst mehr erwartete als von dem Vaterlande. Xenophon las den Brief und besprach sich wegen der Reise mit dem Sokrates. Sokrates, welcher besorgte, es möchte ihm bey der Stadt zum Vorwurfe gereichen, des Kyros Freund zu werden, (weil nämlich Kyros willens schien in Verbindung mit den Lakedämoniern Athen zu bekriegen) räth dem Xenophon nach Delphi zu gehn, und den Gott über die Reise zu befragen. Xenophon gieng und fragte den Apollon, welchem der Götter er Opfer und Gebethe darzubringen habe, um auf das schönste und beste die bevor-

stehende Reise zu vollbringen, und nach glücklicher Verrichtung wohlbehalten davon zu kommen. Apollon hieß ihn den Göttern opfern, welchen es gebühre. Nach seiner Zurückkunft sagte er den Spruch dem Sokrates, welcher tadelt, daß er nicht zuerst darüber gefragt habe, was besser für ihn sey, zu gehn oder zu bleiben, sondern daß er für sich selber entscheidend, gehn zu müssen, nur darnach geforscht habe, wie er die Reise auf das beste vollbringe. Da du aber, setzte er hinzu, einmal so gefragt hast: so mußt du nunmehr thun, was der Gott geheissen hat.

Wohlan! das delphische Orakel nun, für welches Sokrates so tiefe Ehrfurcht hegte, ward einst vom Chärephon einem Freunde des Sokrates, doch ohne dessen Vorwissen gefragt, ob Jemand weiser sey als Er; und antwortete: es sey Niemand weiser.

Welchen Eindruck mußte dieser Spruch auf den Sokrates machen?

Bey seiner Frömmigkeit und Demuth konnte die erste Wirkung keine andere seyn, als daß er beschämt einen prüfenden Blick in sein Inneres warf. Dieser erregte Zweifel über den eigentlichen Sinn des Götterspruchs. Solchen Zweifeln Raum zu geben, war nicht unreligios, da das Orakel gerne sich räthselhaft ausdrückte, und da Sokrates wünschen mußte die Auslegung, welche sich beym ersten Anblick darbot, falsch zu finden. Denn zu den Hauptzügen seiner Gemüthsart gehörte unstreitig echte Bescheidenheit, so fern man hierunter die Tugend versteht, die zur Quelle das Bedürfniß hat, in seinem Nächsten etwas Besseres anzuerkennen als man selber ist. Sich so hoch gestellt zu sehn war ihm peinlich. Er wünschte wen zu finden, der höher stünde, um das Orakel heraus-

fodern und sagen zu können: Dieser ist doch wohl weiser als ich und du hast auf mich ausgesagt.

Zu dem Ende erweiterte er nunmehr den Kreis seines Umgangs und näherte sich unter Staatsmännern, Dichtern und Werkmeistern denen, welche der Ruf auszeichnete. Der erste Versuch schlug fehl, keiner der folgenden gelang besser; bey jedem derselben wurde das Bewußtseyn in ihm deutlicher, er sey andern Menschen in zweyerley überlegen, darin nämlich, daß er die Forschungen auf die würdigsten Gegenstände gerichtet habe, und dann, daß ihm gelungen sey, sich über diese von den Irrthümern frey zu machen, womit so viele behaftet wären.

So wurde ihm der Sinn des Orakels allmählig heller, bis endlich mit voller Klarheit in ihm aufgieng, was er in

den schon angeführten Worten folgender Maßen ausdrückt.

„Und so scheint wohl ihr Athener in der That der Gott weise zu seyn, und mit diesem Orakel dieß zu meinen, daß die menschliche Weisheit sehr weniges nur werth ist oder gar nichts, und offenbar dieß nicht vom Sokrates zu sagen, sondern nur, mich zum Beyspiel erwählend, sich meines Namens zu bedienen. Wie wenn er sagte: Unter euch ihr Menschen ist der weiseste, der wie Sokrates einsieht, daß er nichts werth ist, was die Weisheit anbelangt."

Durch Beschämung der Scheinweisen, und Entlarvung des eingebildeten Wissens, die ihm von der Gottheit geoffenbarte Wahrheit gegen Angriffe zu schützen, in den Herzen der Menschen zu befesti-

gen, und so weit die Kraft seiner Worte reichte, zu verbreiten, erkannte er fortan für den ihm angewiesenen Beruf. — Der prophetische Eifer, womit er desselben pflegte, konnte nicht fehlen, Aufsehn zu machen, und so geschah es, daß denselben Mann, welchen das Orakel für den weisesten der Menschen erklärt hatte, Aristophanes, der seine Verspottung der Sophisten einem berühmten Namen anhängen wollte, zur Hauptperson in seinem bekannten Possenspiele machte. Die Wolken dieses Dichters wurden zum ersten Male auf die Bühne gebracht im Jahre 423 vor dem Anfange unserer Zeitrechnung. Wenn man mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen darf, daß, um den Sokrates in solchem Maße zum Gegenstande öffentlicher Aufmerksamkeit zu machen, ein Zeitraum von 5 bis 6 Jahren erforderlich war: so würde folgen, daß er sich in einem Alter von etwa 40 Jahren befand, als er auf Antrieb des

Orakels umherzuwandern anfieng, Jemanden zu finden, der weiser wäre, als er. Bis dahin beschränkte er, wie es scheint, seinen Umgang auf eine geringe Anzahl von Freunden, der eigenen Hoheit sich unbewußt und ohne von seiner erhabenen Bestimmung etwas zu ahnen. Seitdem das Orakel ihm diese angewiesen hatte, kam in sein Leben eine Begeisterung, die dasselbe zum immerwährenden Gottesdienste machte. Dieser Gottesdienst bestand in unablässiger Ausforschung und Prüfung seiner selbst und anderer, ob man nicht etwa einer Meinung ohne hinreichenden Grund Beyfall gebe, im Schelten und Strafen derer, welche sich einbildeten, weise zu seyn, ohne es zu seyn. Hiebey gieng er mit Strenge und rücksichtsloser Offenheit zu Werke, wie auch mit einem Aufwande von Verstand, Witz und Laune, daß er vielen unbequem ward, und nicht wenigen der angesehensten seiner Mitbürger sogar ver-

haßt. Bey der noch uneingenommenen Jugend machte er sich desto beliebter. Die Jünglinge freuten sich der herrlichen Siege, die er über die Dünkelweisheit so oft davon trug, lernten ihm zum Theil die Kunst des Ausfragens ab; und mit welcher Anmaßung manche unter ihnen das Erlernte bisweilen mögen angewendet haben, erhellet unter andern aus einem beym Xenophon aufbehaltenen Gespräche zwischen dem Alkibiades und Perikles über den Begriff Gesetz. Hier treibt der Mündel den Vormund so in die Enge, daß dieser endlich die Unterredung abbricht mit den Worten: „Als wir uns in deinem Alter befanden Alkibiades, waren auch wir stark in dergleichen, und übten uns im Grübeln an solcherlei, als woran du jetzo dich zu üben scheinst. Hätte ich doch, antwortete Alkibiades, schon damals dich gekannt, als du hierin dich selber übertrafest.“

Aehnliche Auftritte, wo jüngere Freunde des Sokrates gegen Väter und Vorgesetzte, mitunter auch wohl gegen die bestehende Verfassung sich in übermüthigen Worten auflehnten, mögen öfter Statt gefunden haben.

Dieß und was sich von dem Dämonischen verbreitete, unter dessen besonderm Einflusse er zu stehn sich rühmte, gab seinen Feinden scheinbaren Grund genug ihn gerichtlich zu belangen.

Die Anklage lautete: Sokrates vergeht sich, indem er die Jünglinge verderbt, und die Götter, welche die Stadt glaubt, nicht glaubt, sondern anderes neues Dämonisches.

Diese Anklage erfolgte im 70sten Lebensjahre des Sokrates, also wenn die obige Angabe von dem Anfange seines Prophetenlebens richtig ist, 30 Jahre nach der Befragung des Orakels durch den Chärephon. Zu verwundern

ist es, daß sie nicht viel früher erfolgte, und noch mehr, daß bey der hohen stolzen Sprache, die er vor Gericht führte, er ungeachtet seiner (um dem Xenophon ein Wort nachzubilden) Großredigkeit mit einer so geringen Stimmenmehrheit verurtheilt wurde. Fielen von 559 Stimmen 3 anders: so wurde er losgesprochen. Diesen dreyen verdankte er viel. Das Leben ausgezeichneter Menschen beschränkt sich nicht auf die Tage in denen sie athmen, sondern umfaßt die Zeit, in welcher sie wirken; und so darf man sagen, daß von des Sokrates Leben der schönere und bessere Theil mit seinem Tode anfängt.

Diesen Tod ausgezeichnet zu verherrlichen, hatte ein, ich weiß nicht, soll ich sagen zufälliger Umstand, oder eine göttliche Fügung es so geschickt, daß gerade an dem Tage vor dem Gerichte das Schiff war bekränzt worden, welches die

Athener alljährlich nach Delos sendeten. Sobald dieser Aufzug angefangen hatte, war es gesetzlich, die Stadt rein zu halten, und Niemanden von Staatswegen zu tödten, bis das Schiff in Delos angekommen war, und wieder zurück. So verfloß zwischen dem Tage, an welchem das Todesurtheil gesprochen, und dem, an welchem es vollzogen wurde, eine sehr beträchtliche Zeit, die dem Sokrates vergönnte, die Echtheit seiner Philosophie zu bewähren. — Von dem Augenblicke an, wo er zum Tode verurtheilt, die Gerichtsstätte verließ, war er als ein Sterbender zu betrachten, und er verblieb im Sterben mehrere Wochen, in denen seine Freunde ihn täglich besuchten. Wie die Gewißheit der Nähe des Todes auf ihn wirkte, sieht man daraus, daß er auf Ermahnung einer Traumgestalt, die ihm bei nächtlicher Weile erschien und zu ihm sagte: Wohlauf Sokrates! treibe Musik, im Kerker anfieng,

was er im ganzen früheren Leben nicht gethan und gekonnt hatte, Verse zu machen. Er dichtete einen Lobgesang auf den ihm so gewogenen Gott, dem auch der Zug nach Delos heilig war, und bearbeitete mehrere äsopische Fabeln rhythmisch. Diese ungewohnte Beschäftigung konnte nicht fehlen, ihn fortdauernd in eine Stimmung zu versetzen, welche über seine Unterredungen einen Reiz jugendlicher Heiterkeit und Frische verbreiten mußte, wodurch sie gewiß anmuthiger und lieblicher wurden, als je zuvor, und um so eindringlicher, wenn man zumal erwog, daß es ein Sterbender wäre, den man vernähme. Und so erkannten des Sokrates Freunde in diesen letzten Tagen ihres Umgangs mit ihm vielleicht klärer als in allen vorhergehenden, was er ihnen so oft an das Herz gelegt hatte, daß die Seele vortrefflicher ist als der Leib, daß sich etwas in uns regt, welches die Verwandtschaft mit dem Staube

verschmäht, und daß der, in welchem dasselbe mächtig genug ist, ihn im Leben und im Tode emporzuhalten und zu leiten den Weisesten und Besten der Menschen zugehört. Die Innigkeit dieser Ueberzeugung war es unstreitig allein, was den Xenophon und Platon bewog, den Sokrates so zu verherrlichen, wie sie gethan. Daher man wohl wird sagen dürfen, das selige Leben, welches ihm auf immerdar im Andenken der Menschen zu Theil geworden, ist aus dem Tode entsprungen, den er starb. — Mit Recht also wird dieser Tod in der Geschichte des Sokrates als vorzüglich bedeutend und als eine ihm widerfahrene ganz besondere Gunst des Geschicks hervorgehoben.

Offenbar indessen ist es nach unserer Darstellung, daß derselbe nur das letzte Glied einer Reihe von Erscheinungen ist, die von dem Spruche des delphischen

Orakels ausgiengen, so daß man sich, wie bereits angemerkt worden, billig wundern muß, warum dieser Orakelspruch die Aufmerksamkeit der Menschen nicht in gleichem Maße auf sich gezogen habe.

Hievon trage Sokrates, könnte mancher meinen, gewisser Maßen selber die Schuld, welcher unwohl gethan habe, jenen Göttersspruch nicht früher für sich geltend zu machen, sondern bis zum Gerichtstage geheim zu halten.

Hiezu indessen hatte er, wie es scheint, gute Gründe. Kündigte er sich nämlich als einen von Gott berufenen Lehrer der Weisheit an: so erregte er Erwartungen, die er nicht befriedigen konnte, und jedermann würde dann mehr noch als ohne dieß schon geschah, von ihm geglaubt haben, er verstehe sich auf das, worin er andere zu Schanden machte. Dieß aber war nicht der Fall: denn seine Weisheit,

wie wir gesehn haben, half ihm ja nur den Irrthum entdecken, nicht aber an dessen Stelle die Wahrheit finden. Deßwegen er auch behauptete, nie Jemanden etwas gelehrt zu haben, und diejenigen für Verläumder erklärte, welche seine Freunde Schüler von ihm nannten.

Dem allen war es völlig gemäß, daß außer dem Chärephon selber, der schon todt war, und dessen Bruder, den Sokrates zum Zeugen stellte und vielleicht einigen der erwähltesten Freunde Niemand von jenem Orakelspruche etwas erfuhr bis seine Ankläger ihn nöthigten vor den Richtern und dem versammelten Volke sich zur Bezeugung seiner Unschuld darauf zu berufen. Als dieß nun aber wirklich geschah, warum machte es so geringen Eindruck? wie kam es, daß man nicht wenigstens den Zeugen, den Sokrates stellte, vernahm, oder den Gott von Staatswegen nochmals befragte. Dieß

alles unterblieb, weil die meisten, wie schon gesagt worden, jene Berufung für scherzhafte Verstellung hielten, und weil überdem ein Orakelspruch wie der angeführte, nur verbindlich war für den, welchem er ertheilet worden.

Was indessen hiebey etwa verschuldet wurde, blieb allem Ansehn nach nicht ungeahndet, wofern anders wahr ist, was erzählt wird. Es wird aber erzählt, daß nicht lange nach des Sokrates Tode, Palamedes, eine Tragödie des Euripides, auf der Bühne vorgestellet worden. Als nun der Chor hierin die Verse angestimmt habe,

Ἐκάνετ᾽ ἐκάνετε τὰν
Πάνσοφον ὦ Δαναοὶ
Τὰν οὐδὲν ἀλγύνουσαν
Ἀηδόνα Μουσᾶν,
Τῶν Ἑλλάνων τὸν ἄριστον,

„Getödtet habt ihr, getödtet die hochweise, ihr Danaer, die schuldlose Nachtigal der Musen, den besten der Hellenen.“

habe man diese Worte auf den Sokrates gedeutet, worauf alle Anwesende vor Reue und Sehnsucht in Thränen ausgebrochen seyen.

So wollte der Gott, könnte Jemand sagen, den Frevel derer rächen, die sich erkühnt hatten, sein heiliges Orakel für einen Scherz zu nehmen. Noch empfindlicher indessen rächet sich dieses Mißverständniß heut zu Tage, indem diejenigen, welche den Hauptgedanken, um den sich die ganze Rechtfertigung wendet, für Ironie nehmen, nicht nur dieser Rede sondern dem Leben des Sokrates überhaupt, die eigentliche Erhabenheit und erbauliche Kraft rauben. — Beides, ich meine nämlich das Leben des Weisen und diese Rechtfertigung desselben aufrichtig bewundern

und innig lieben kann nur, wer in den Worten des Sokrates die ungeheuchelte Sprache frommer Begeisterung vernimmt.

Für solchen wäre allerdings sehr zu wünschen, es möchte in dem Werke nichts vorkommen, was nicht aus einer so reinen Quelle geflossen sey. So aber dürfte sich es kaum verhalten. Ich wenigstens kann nicht bergen, daß sich drey Stellen darin befinden, die meine Theilnahme jedes Mal sehr stören. Hierüber mich auszulassen empfinde ich ein starkes Verlangen, wiewohl ich es nicht thun kann, ohne eine Art von Widerstreben und mit großer Schüchternheit. — Denn bin ich der erste, (Schleiermacher begnügt sich im Allgemeinen zu sagen, die Vertheidigung habe Schwächen, die jeder leicht mit halb geöffneten Augen entdecken würde) bin ich daher, wie es beynahe das Ansehn hat, der erste, der jene Stellen nicht nur schwach, sondern auch an-

stößig findet, und sie als des Sokrates völlig unwürdig auszeichnet: so muß ich vermuthen, daß ich entweder in den Sinn und Geist des Ganzen nicht eingedrungen bin, oder daß ich diese Einzelheiten nicht verstehe, oder ich weiß nicht, was ich sagen soll.

Die erste der Stellen, auf welche ich ziele, ist folgende:

Wegen der ihm gemachten Beschuldigung, er verderbe die Jugend, stellt Sokrates den Melitos unter andern so zur Rede:

„Weiter sage uns doch beym Zeus Melitos, ob es besser ist, unter guten Bürgern wohnen oder unter schlechten? Freund, lieber, antworte doch, ich frage dich ja nichts schweres. Thun die Schlechten nicht allemal denen etwas Uebeles, die ihnen jedes Mal am nächsten sind,

die Guten aber etwas Gutes? — Allerdings. — Ist also wohl Jemand, der von denen, mit welchen er umgeht, lieber will beschädigt seyn als geholfen? — Antworte mir du Guter. Denn das Gesetz befiehlt dir zu antworten. Will wohl Jemand beschädigt werden? — Wohl nicht — Wohlan denn! foderst du mich hieher als Verderber und Verschlimmerer der Jugend, so daß ich es vorsätzlich seyn soll, oder unvorsätzlich. — Vorsätzlich meine ich. — Wie doch, o Melitos? so viel bist du weiser in deinem Alter als ich in dem meinigen, daß du zwar sehr gut einsiehst, wie die Schlechten allemal denen Uebeles zufügen, die ihnen am nächsten sind, die Guten aber Gutes; ich aber soll es so weit gebracht haben im Unverstande, daß ich auch das nicht einmal weiß, wie ich, wenn ich einen von meinen Nächsten schlecht mache, selbst Gefahr laufe Uebeles von ihm zu erdulden? und daß ich mir dieses große Uebel

vorsätzlich anrichte, wie du sagst? Das glaube ich dir nicht Melitos, ich meine aber auch, kein anderer Mensch glaubt es dir, sondern ich verderbe sie entweder gar nicht, oder ich verderbe sie unvorsätzlich so, daß du in beiden Fällen lügst. Verderbe ich sie aber unvorsätzlich: so ist solcher und zwar unvorsätzlicher Vergehungen wegen nicht gesetzlich, jemanden hieher zu fodern, sondern ihn für sich allein zu nehmen und zu belehren und zu ermahnen. Denn offenbar ist, daß, wenn ich belehrt bin, ich aufhören werde mit dem, was ich vorsätzlich thue. Dich aber mit mir einzulassen, und mich zu belehren, das hast du vermieden und nicht gewollt: sondern lieber foderst du mich, wohin gesetzlich ist nur die zu fodern, welche der Züchtigung bedürfen und nicht der Belehrung!"

Einer ihm persönlich gemachten Beschuldigung setzet Sokrates hier wie

man sieht, allgemeine, aus der menschlichen Natur überhaupt hergenommene Gründe entgegen; welche offenbar, wenn sie zu Gunsten seiner gelten sollen, jeder andere für sich anführen könnte, woraus folgen würde, daß es Niemanden gebe und geben könne, der die Jugend vorsätzlich verderbe.

Dieß einzuräumen, wird wohl Bedenken tragen, wer sich unter andern jener kühnen Behauptung des Kallikles bey'm Platon erinnert:

„Das eben ist, so lauten die Worte des Sophisten, das von Natur Schöne und Rechte, was ich dir nun ganz frey heraussage, daß wer richtig leben will, seine Begierden muß so groß werden lassen als möglich, und sie nicht einzwängen, und diesen, wie groß sie auch sind, muß er dennoch Genüge zu leisten vermögen durch Tapferkeit und Einsicht,

und sie hinreichend mit dem versehen, worauf eine jede Begierde geht." — Ueppigkeit, setzt er hinzu, und Ungebundenheit und Willkühr, wenn sie nur Rückhalt haben, sind eben Tugend und Glückseligkeit, jenes andere aber, (nämlich Gerechtigkeit und Besonnenheit) sind Ziererereyen, widernatürliche Satzungen, leeres Geschwätz der Leute und nichts werth."

Daß, wer solche Lehren der unerfahrnen Jugend vortrüge, diese verderben, daß er sie wissentlich und vorsätzlich verderben, und daher nicht Belehrung, sondern Vorwürfe, und wenn diese nicht fruchteten, Züchtigung verdienen würde, möchte wohl Niemand wagen in Abrede zu stellen.

Denn was Sokrates für sich anführt, es liege nicht in der menschlichen Natur,

beschädigt werden zu wollen; nun aber wären die Schlechten immer geneigt, denen Uebeles zu thun, die ihnen am nächsten wären; daher sey es nicht denkbar, daß jemand solle vorsätzlich andere verschlimmern wollen, dieß zu Gunsten eines Kallikles geltend machen, wäre wohl deßwegen ganz unstatthaft, weil es auf die Behauptung führen müßte, daß nie jemand etwas Böses vorsätzlich thue, sondern immer nur wider Willen und in der Ueberzeugung, was er eben thue, sey recht.

Aus des Sokrates Aeußerungen solche Ergebniße hervorkommen zu sehn, würde Niemanden mehr erschrecken als ihn selber, da sie dem völlig widersprächen, was er wollte als den Grundsatz seines Lebens anerkannt wissen. Freylich leitete er alle Untugend aus dem Irrthume ab, erklärte aber zugleich jeden Irrthum für verschuldet, indem er die Quelle da-

von in Verkehrtheit des Strebens und in Verderbniß des Willens nachwies. Hierüber berufe ich mich auf sein eignes Zeugniß in der Rechtfertigung, wo er spricht: „Wenn ihr mich also, wie gesagt, auf diese Bedingung los geben wolltet: so würde ich euch sagen: Ich bin zwar euch ihr Athener zugethan und Freund, gehorchen aber werde ich dem Gotte mehr als euch, und so lange ich noch athme und es vermag, werde ich nicht aufhören, nach Weisheit zu suchen und euch zu ermahnen und zu beweisen, wen von euch ich antreffe, mit meinen gewohnten Reden: Wie? bester Mann, als ein Athener aus der größten und mit allem was weise und groß ist, reich begabtesten Stadt, schämst du dich nicht für Geld zwar zu sorgen, wie du dessen auf das meiste erlangest und für Ruhm und Ehre, für Einsicht aber und Wahrheit und für deine Seele, daß sie sich auf das beste befinde, nicht zu sorgen und hierauf nicht zu denken?“

Solche Sprache kann Niemand führen, ohne zugleich anzuerkennen, dasjenige Maß von Weisheit, dessen die rechtschaffene Anordnung eines Menschenlebens bedürfe, zu erlangen, stehe in eines jeden Gewalt, desselben zu ermangeln sey sündlich und strafbar. Hieran muß man sich auch halten, wenn man nicht den ewigen Unterschied zwischen recht und unrecht aufheben, die natürlichsten Gefühle, aus denen Reue und Schaam über uns selbst, Lob und Tadel, Bewunderung, Abscheu, Haß und Liebe gegen andere entspringt, für Täuschung erklären und so die Sittlichkeit selbst, ja die Grundlage des menschlichen Lebens untergraben will.

Was Melitos eigentlich meinte, wenn er den Sokrates beschuldigte, die Jugend zu verderben, wissen wir durch den Xenophon ziemlich genau. Er meinte, daß Sokrates durch Verspottung der herr-

schenden Denkart, der väterlichen Sitten und Gesetze, die Jünglinge gegen Eltern und Vorgeordnete und gegen die bestehende Verfassung auffätzig mache, und ihnen unbürgerliche und besonders undemokratische Gesinnungen einflöße. Wie nun Sokrates glauben konnte, durch eine so ungründliche Schlußreihe wie die mitgetheilte das Gewicht dieses Vorwurfs im Mindesten entkräften zu können, ist einiger Maßen räthselhaft. Etwas zur Auflösung dieses Räthsels hinführendes zeigt sich in der Zweydeutigkeit eines der Worte, deren Sokrates sich bedient, nämlich des Wortes ἑκών, welches in der mitgetheilten Uebersetzung Schleiermachers durch vorsätzlich verdeutscht ist. — Ursprünglich bezeichnet ἑκών den Begriff willig gern; das Gegentheil ἄκων unwillig ungern. Einige Dinge wollen und begehren wir als Zweck, andere wollen und begehren wir als Mittel. Folglich schließet das Wort

ἑκὼν den Begriff des Absichtlichen und des bloß Wissentlichen in sich. Es liegt nicht in der menschlichen Natur irgend etwas Böses als solches zu bezwecken; in so fern ist es wahr zu sagen, Niemand vergehe sich vorsätzlich. Dagegen geschieht es täglich und stündlich, daß Menschen mit dem klärsten Bewußtseyn der Verschuldung, unrecht handeln, weil sie es als ein Mittel betrachten zur Erreichung dessen, was ihnen als angenehm oder nützlich erscheint; in so fern ist es falsch zu sagen, Niemand vergehe sich vorsätzlich. Je nachdem man nun mit diesem Worte den Begriff des Absichtlichen oder den Begriff des bloß Wissentlichen verknüpfet, ist die Behauptung Niemand verderbe die Jugend ἑκὼν das ist vorsätzlich, richtig oder unrichtig. Durch diese Zweydeutigkeit des angeführten Wortes erhält die mitgetheilte Schlußreihe einen Schein von Bündigkeit, der einen Augenblick betrügen kann.

Was sollen wir nun annehmen? etwa, Sokrates habe die Zweydeutigkeit des erwähnten Wortes erkannt, aber wissentlich verborgen gehalten, um seinen Gegner zu verwirren, und seine Richter zu täuschen? oder er habe sie nicht erkannt, und sich selber täuschend geglaubt etwas Tüchtiges zu sagen, da er in der That etwas Richtiges sagte. Im ersten Fall müßten wir ihn unter die Sophisten stellen, welche er sein ganzes Leben bekämpfte, im andern Falle mit Bedauern zugestehn, Sokrates der Weise, der sein Dichten und Trachten auf nichts richtete, als zu untersuchen, was recht sey und was unrecht, schön und unschön, was ein Staat sey und ein Staatsmann, was es heiße ein Gemeinwesen und ein Hauswesen wohl regieren, und dem es unter göttlichem Beystande gelungen seyn soll, hierüber seine Seele frey zu machen von Wahn und Vorurtheil, sey nicht so weit

gekommen, die Begriffe des Absichtlichen und Wissentlichen in menschlichen Handlungen zu unterscheiden, sondern habe durch Verwechselung derselben bey seinem Tode Behauptungen vorgebracht, die sein ganzes früheres Leben Lügen straften.

Welchen dieser beyden Fälle man auch annehme, in jedem derselben wird man einräumen müssen, die angefochtene Stelle sey nicht nur schwach, sie sey auch ärgerlich und anstößig, sie sey des Sokrates unwürdig.

Dieß alles, wo möglich in noch höherm Grade ist folgende:

Gegen die Beschuldigung, er glaube nicht die Götter, welche die Stadt glaube, sondern anderes neues Dämonisches, vertheidigt sich Sokrates unter andern so: „Giebt es wohl einen Menschen Melitos, welcher, daß es menschliche Dinge gebe, zwar glaubt, Menschen aber nicht

glaubt? Er soll antworten ihr Männer und nicht anderes und anderes Getümmel treiben! Giebt es einen, der zwar keine Pferde glaubt, aber doch Dinge von Pferden? oder zwar keine Flötenspieler glaubt, aber doch Dinge von Flötenspielern? Nein, es giebt keinen bester Mann; wenn du doch nicht antworten willst, will ich es dir und den übrigen hier sagen. Aber das Nächste beantworte: Giebt es einen, welcher zwar, daß es dämonische Dinge giebt glaubt, Dämonen aber nicht glaubt? — Es giebt keinen. — Wie bin ich dir verbunden, daß du endlich von diesen gezwungen geantwortet hast. Dämonisches nun behauptest du, daß ich glaube und lehre, sey es nun neues oder altes, also Dämonisches glaube ich doch immer nach deiner Rede? Und das hast du ja selbst beschworen in deiner Anklageschrift. Wenn ich nun aber Dämonisches glaube, so muß ich doch ganz nothwendig auch

Dämonen glauben. Ist es nicht so? Wohl ist es so! Denn ich nehme an, daß du einstimmst, da du ja nicht antwortest. Und die Dämonen, halten wir die nicht für Götter entweder, oder doch für Söhne von Göttern? Sagst du ja oder nein? — Ja freylich. — Wenn ich also Dämonen glaube, wie du sagst, und die Dämonen sind selbst Götter, das wäre ja ganz das, was ich sage, daß du Räthsel vorbringst und scherzest, wenn du mich, der ich keine Götter glauben soll, hernach doch wieder Götter glauben läßt, da ich ja Dämonen glaube. Wenn aber wiederum die Dämonen Kinder der Götter sind, unechte von Nymphen oder andern denen sie ja auch zugeschrieben werden, welcher Mensch könnte dann wohl glauben, daß es Kinder der Götter gäbe; Götter aber nicht? Eben so ungereimt wäre das ja, als wenn jemand glauben wollte, Kinder gebe es wohl von Pferden und Eseln,

Maulesel nämlich, Esel aber und Pferde wollte er nicht glauben, daß es gebe. Also Melitos, es kann nicht anders seyn, als daß du entweder, um uns zu versuchen, diese Klage angestellt hast, oder in gänzlicher Verlegenheit, was für ein wahres Verbrechen du mir wohl anschuldigen könntest. Wie du aber irgend einen Menschen, der auch nur ganz wenig Verstand hat, überreden willst, daß ein und derselbe Mensch Dämonisches und Göttliches glaubt, und wiederum derselbe doch auch weder Dämonen noch Götter noch Heroen, das ist doch auf keine Weise zu ersinnen."

Bey Würdigung dieses dialektischen Probestücks kömmt Folgendes in Betrachtung:

Die Ursach, warum Niemand Menschliches glauben kann ohne Menschen zu glauben, liegt darin, daß von den bey-

den Begriffen Mensch und menschlich jener in Beziehung auf diesen als ursprünglich, dieser in Beziehung auf jenen als abgeleitet zu betrachten ist. Hieraus aber folgt keineswegs, daß nothwendig Götter glauben müsse, wer Göttliches glaubt: denn die Begriffe göttlich und Gott stehen in dem entgegengesetzten Verhältnisse, indem bey einzelnen Menschen wie bey ganzen Völkern nicht der Begriff des Göttlichen sich aus dem Begriffe Gott, sondern der Begriff Gott sich aus dem Begriffe des Göttlichen entwickelt. Hierauf deutet schon Herodot, wenn er in seiner Treuherzigkeit sagt:

„Was ich von göttlichen Dingen gehört habe, ist mir nicht gemüthlich wieder zu erzählen, ausser den Namen davon: denn ich bin der Meinung, daß hierüber alle Menschen dieselben Begriffe haben."

Schwerlich läßt sich über die verschiedenen Religionen und ihr gegenseitiges Verhältniß etwas Gesunderes sagen, als in diesen wenigen und einfachen Worten liegt. Es ist wahr, daß alle Gottesdienste in denselben Ideen ihre Quelle haben, nur daß diese sich verschieden gestalten und mit unlautern Begriffen mehr oder weniger versetzen. Was dem Sokrates bey der Nachwelt ein so großes Ansehn erworben hat, ist eben dieses, daß man von ihm annimmt, er habe, was dem bey seinem Volke herrschenden Glauben über Götter, Dämonen, Orakel, Gebethe, Feste und Opfer wahrhaft Heiliges zum Grunde lag, in seiner Reinheit aufgefaßt und eben hiedurch in seinen erwählten Jüngern Ahnungen geweckt, die sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzten, bis sie ihre Auslegung fanden in den Worten dessen, auf welchem die Fülle der Gottheit ruhte und in den Eingebungen des hei-

ligen Geistes, den er den Seinen verhieß. Bey dem Weissagerischen, das dem Sokrates in so hohem Maße beywohnte, hatte er ohne Zweifel eine Vorempfindung dessen, was er bey der Nachwelt gelten würde. Um hievon nichts zu verscherzen, hätte er, wie es scheint, die Behauptungen seines Anklägers eingestehn und den Athenern unverholen sagen sollen:

Es ist wahr, ich denke über die göttlichen Dinge in vielen Stücken anders als eure Dichter, Priester und Wahrsager lehren. Meint Melitos dieses, wenn er sagt, ich nehme die Götter nicht an, welche die Stadt annimmt: so hat er recht, unrecht aber hat er, zu sagen, mein Glaube sey neu. Nicht mein ist dieser Glaube, auch stammt er nicht von heute und gestern. Ewig wie die Gottheit und auf Erden uralt wie das Menschengeschlecht offenbaret er sich

jedem, der die Stimme seines Herzens zu vernehmen weiß; auch verleugnet er sich keineswegs völlig in irgend einer von den Satzungen, welche unsern Göttern ihre Namen verliehen und die Weise ihrer Anbetung verordnet haben. Darum habe ich diese Satzungen immer hoch gehalten. Und daß mein Glaube mich nicht unfromm mache, davon liegt ein unverwerfliches Zeugniß in dem Gehorsam, welchen ich dem delphischen Gott bewiesen habe.

Statt einer solchen oder ähnlichen Vertheidigung wählt er eine andere, die ihm bey dem Volke und den Richtern offenbar nicht helfen konnte, ohne ihm bey seinen Freunden und Verehrern unter Zeitgenossen und Nachkommen zu schaden. Doch läßt sich allerdings zweifeln, ob es ihm mit dieser Vertheidigung überhaupt Ernst gewesen. Denn abgesehn von der schon erwähnten ganz

verfehlten Zusammenstellung des Göttlichen und Menschlichen, läuft was er zur Widerlegung des Melitos vorbringt, auf ein nichtiges Spiel mit dem Worte dämonisch hinaus. — Dieses Wort bezeichnet an mehrern Stellen bey'm Homer Uebermenschliches im Allgemeinen. Das konnte Niemanden besser bekannt seyn als dem Sokrates, da das Wort in jener ganz allgemeinen Bedeutung zwey Male in den Versen der Iliade vorkömmt, welche, wie wir vom Xenophon wissen, seine Lieblingsverse waren, die er am häufigsten und mit größtem Behagen wiederholte. Als man späterhin unter dem Namen Dämonen eigene Wesen von den Göttern absonderte, nahm auch das Wort dämonisch eine engere Bedeutung an. Wenn nun Melitos den Sokrates beschuldigte, er glaube neues Dämonisches: so nahm er offenbar das Wort in jener zuerst angeführten ganz allgemeinen Bedeutung. Sokrates bey

seiner Vertheidigung nimmt es in der zweyten Bedeutung, um den Gegner eines Widerspruchs mit sich selber zu überführen, der sich in dessen Behauptungen gar nicht findet.

Kaum weiß man daher, worüber man sich bey diesem Handel am meisten verwundern soll, ob über die Beherztheit des Angriffs von Seiten des Sokrates oder über die Ungeschicklichkeit der Gegenwehr von Seiten des Melitos oder über die Geduld der Richter, die sich ein solches Spiegelgefecht gefallen ließen.

Mehrere Male findet Sokrates nöthig, seine Zuhörer zur Ordnung zu verweisen und zu ermahnen, sie möchten kein Getümmel erregen, wenn er in gewohnter Weise vor ihnen spräche. Bey der mitgetheilten Unterredung mit dem Melitos über das Dämonische scheint alles ruhig geblieben zu seyn und doch

lag, wie es scheint, so nah, daß einer der dem Sokrates gewogenen Richter ihm hätte sollen in die Rede fallen und etwa zu ihm sagen:

Wenn bey dieser Unterredung deine Absicht war, den Melitos zu beschämen: so hast du dieß vollkommen erreicht: denn verstünde dein Gegner sich selber genug, um einiger Maßen zu wissen was er wollte: so würde er sich haben auf die Art von dir nicht überlisten lassen. Bedenke aber, daß du nicht hier stehst, um den Melitos zu beschämen, sondern dich gegen schwere Vorwürfe zu verantworten, die doch einigen Schein haben müssen, da sie, wie du selber sagst, seit so langer Zeit gegen dich vorgebracht worden. Daß du endlich zur Sache kommen mögest, ist recht sehr zu wünschen, da so eben ein neuer Ankläger wider dich aufgetreten ist, der etwas mehr bedeutet als Anytos, Melitos

und Lykon zusammengenommen; und dieser neue Ankläger ist kein anderer als du selber. Denn kündigtest du uns nicht feyerlich an, deine Vertheidigung durch solche Reden führen zu wollen, als welche du auf dem Markte und an den Geldtischen zu halten pflegtest und in der Weise, in welcher du erzogen worden? Demnach ja würden wir deine Unterredungen mit dem Melitos als Beyspiele deiner gewöhnlichen Gespräche anzusehn haben. — Erkläre dich doch hierüber deutlicher. — Ist das wirklich die Art, wie du mit Jünglingen oder doch in ihrer Gegenwart Worte zu wechseln pflegst? Ist es deine Gewohnheit, daß du die Schwäche deiner Gegner benutzend, darauf ausgehest, falschen Schein nicht zu entfernen, sondern hervorzubringen, daß du zu dem Ende selbst nicht verschmähest zu Wortspielen deine Zuflucht zu nehmen, und daß du solcher Gestalt mit ernsthaften Dingen Spott und Muth-

willen treibest. Demnach ja würdest du scheinen denen völlig beyzutreten, die da sagen Sokrates vergeht sich, indem er schlechte Sachen gut schwazt und gute schlecht.

Doch vielleicht verstattete die athenische Sitte den Richtern nicht, den Vortrag der Kläger und Beklagten auf diese Art zu unterbrechen. Ich will daher hiebey nicht länger verweilen, sondern unverzüglich zur dritten Stelle übergehn, die mir ein so großes Aergerniß giebt. Sie befindet sich in der letzten Rede, welche Sokrates nach bereits gefälltem Todesurtheil hält. Um die ihm gewogenen Richter, welche ihn losgesprochen hatten, über den Ausgang der Sache zu beruhigen, sucht er ihnen zu zeigen, das ihm Widerfahrne sey allem Ansehn nach etwas Gutes für ihn.

„Denn, sagt er, eins von beiden ist das Todtseyn, entweder so viel als

nichts seyn, noch irgend eine Empfindung von irgend etwas haben, wenn man todt ist; oder wie auch gesagt wird, es geschieht eine Versetzung und ein Umziehn der Seele aus diesem Orte in einen andern. Und — ist es nun gar keine Empfindung sondern wie ein Schlaf, in welchem der Schlafende auch nicht einmal einen Traum hat: so wäre auch so der Tod ein wunderbarer Gewinn. Denn ich glaube, wenn jemand einer solchen Nacht, in welcher er so fest geschlafen, daß er nicht einmal einen Traum gehabt, alle übrigen Tage und Nächte seines Lebens gegenüber stellen und nach reiflicher Ueberlegung sagen sollte, wie viel er wohl angenehmere und bessere Tage und Nächte als jene Nacht in seinem Leben erlebt hat: so glaube ich, würde nicht nur ein gewöhnlicher Mensch, sondern der große König selbst finden, daß diese sehr leicht zu zählen sind gegen die übrigen Tage und Nächte. Wenn

also der Tod etwas solches ist: so nenne ich ihn einen Gewinn; denn die ganze Zeit scheint ja auch auf diese Art nicht länger als eine Nacht."

So lauten die Worte, welche Sokrates der Weiseste unter den Menschen in der allerfeyerlichsten Stunde seines Lebens gesprochen haben soll. Ich finde darüber folgendes zu bemerken:

Ein traumloser Schlaf kann erfreulich nur in so fern erscheinen als er nach überstandener Anstrengung, Ruhe, auf bevorstehende, Kraft giebt. Wäre ein traumloser Schlaf an sich, auf den kein Erwachen, wäre eine Nacht, auf die kein Tag kömmt, an sich so lieblich, wie es Sokrates hier vorstellt: so würde folgen, daß für Menschen überhaupt die Finsterniß dem Licht, das Wegseyn dem Daseyn, das Nichts dem Etwas vorzuziehn sey; es würde folgen, daß

nie etwas Treffenderes gesagt worden, als was beim Sophokles der Chor anstimmt:

Nie aufleben besiegt gewiß
Jeden Wunsch; und dieweil du lebst,
Ist schnell wieder zu flieh'n, von wannen
Du gekommen, gewiß das zweite.

Jedermann weiß, daß, ungeachtet bey den alten Griechen Natur und Kunst, Sitten und Gebräuche wetteiferten, dem Geringsten im Volke Tag für Tag, so zu sagen, eine Fülle reizender Genüsse zu verschaffen, wogegen das Leben des Wohlbeglücktesten unserer Zeit und unseres Landes als nur ärmlich ausgestattet erscheinen muß, dennoch bey ihnen sehr allgemein ein gewisser Verdruß und Unmuth verbreitet war, der nicht selten in harte und bittere Anklagen des Geschicks ausbricht, welches über die Sterblichen waltet. Die Ursache dieser Erscheinung liegt darin, daß der Mensch,

um des Irrdischen und Vergänglichen wahrhaft froh zu werden, der Hoffnung auf das Ewige und das Unendliche bedarf, und daß den Griechen weder ihre Religion noch ihre Philosophie etwas darbot, welches jener Hoffnung Zuversicht geben konnte. Wie geneigt man aber aus diesem Grunde auch seyn mag, die Beschwerden alter Weisen und Dichter über die Freudelosigkeit des Daseyns und das Elend der Menschen milde zu beurtheilen: so möchte doch die in den angeführten Versen enthaltene Verwünschung des Lebens auf solche Nachsicht nicht Anspruch machen können, so widernatürlich ist sie, und so sehr verletzt sie den gesunden Sinn. Gleichwohl dürfte es dem Sophokles, wenn man ihn darüber zur Rechenschaft gezogen hätte, wie er etwas so Frevelhaftes habe in den Mund nehmen können, schwerlich an Gründen gefehlt haben, sich zu rechtfertigen.

Nicht viele, konnte er antworten, werden mehr Ursach haben, die Gunst des Geschicks zu preisen als ich. Daher wird es auch nur wenige geben, deren innerstem Gefühl die angeführten Worte mehr widersprächen als dem meinigen. Wenn ich sie in jenes Chorlied mit aufnahm: so geschah es nicht, meinen Unmuth auszulassen, oder euch Haß gegen das Leben einzuflößen, sondern nur, um den Gesetzen meiner Kunst gemäß euer Mitleiden zu erregen. Denn bedenket, daß nicht ich es bin, der das sagt, daß es von der Last der Jahre niedergebeugte Greise sind, die es sagen, und zwar nicht im Zustande ruhiger Betrachtung, sondern hingerissen von Schmerz über das vielfache und ungeheure Weh, welches ein feindseliges Schicksal auf das unselige Haupt des schuldlosen Oedipus gehäuft hatte. Verdienen würde ich eure Vorwürfe, wenn ich jene

oder ähnliche Worte wem in den Mund gelegt hätte, der euch über den wahren Werth und würdigen Gebrauch des Lebens belehren sollte, oder gar einem Weisen wie etwa Sokrates ist, der ja zu sagen pflegt, er kenne kein größeres Vergnügen als täglich besser zu werden, und von welchem seine Freunde rühmen, daß er unter dem Einflusse des göttlichen Geistes dieses Vergnügens in immer steigendem Maße theilhaftig geworden. Einen solchen redend einführen, daß er etwas zu sagen scheinen könnte, was auf Verachtung des Lebens hindeutete, wäre nicht nur frevelhaft, es wäre auch ganz unverständig.

Demnach würde weder Sophokles noch vielleicht auch irgend ein anderer Dichter von nicht so hohem Range sich erlaubt haben, dem Sokrates in den Mund zu legen, was er dem Platon zufolge wirklich gesprochen hat, und zwar im Ange=

sichte so zu sagen, der Mitwelt und Nachwelt.

Daß, in wem die Idee von unvergänglicher Dauer des eigenen Selbst in ihrer Reinheit erwacht ist, nach einem ewigen Leben nicht Verlangen tragen sollte, ist kaum denkbar. Derer aber, welche ein solches Verlangen tragen, ohne auf Befriedigung desselben mit Zuversicht zu hoffen, hat es von jeher sehr viele gegeben. Das Höchste nun, was diese dann dem Tode gegenüber erreichten, war daß sie denselben als ein unvermeidliches Uebel ansehen lernten, welches mit Fassung müsse getragen werden. Die Vernichtung aber sich als etwas Süßes und Wünschenswürdiges ausmalen, kann nur, wer entweder an einer Seelenkrankheit leidet, die er auf ewig für unheilbar hält, oder fälschlich vorgiebt zu empfinden, was er nicht empfindet, oder, was unter allen argen

Täuschungen die ärgste ist, sich einbildet zu empfinden, was er nicht empfindet. Aus einer solchen Selbsttäuschung pflegt in Worten und Werken eine Ueberspanntheit hervorzugehn, die im Sittlichen etwas dem Aehnliches hervorbringt, was man in den Künsten Schwulst nennt. Aus derselben Verkehrtheit des Gefühls, welche mit dem Erhabenen das Schwülstige verwechselt, entspringt die Verwechselung des Einfachen und Natürlichen mit dem Gemeinen und Niedrigen. Und so fehlt es denn in den angeführten Worten des Sokrates auch hieran nicht, womit ich auf die pöbelhafte Erwähnung des großen Königes ziele, als ob, wenn vom Werthe des Lebens die Rede ist, es sich für einen Philosophen schicke, einzig und allein die äußere Wohlbeglücktheit in Betrachtung zu ziehn. Setzet aber in Gedanken an die Stelle des großen Königes den Weisen, und sehet zu, ob ihr dem Sokrates, was er

sagt, nachsprechen könnet, ohne zu erröthen.

Hiemit nun habe ich unverholen mich erklärt über dasjenige, wovon ich oben sagte, daß es mir in vorliegendem Werke nicht nur schwach scheine, sondern auch ärgerlich und des Sokrates völlig unwürdig, und bey Lesung desselben meine Theilnahme jedesmal sehr störe. Der Kummer, den ich darüber empfand, als ich vor vielen Jahren die Rechtfertigung zum ersten Male las, nahm bey jeder Wiederholung zu, ungeachtet ich damals und noch lange nachher die Reden für eine Arbeit des Platon hielt, und den Hauptgedanken, nämlich die Berufung auf das Orakel für Ironie nahm. Seitdem ich aber hierin die Sprache frommer Begeisterung erkenne, und in den Reden den Sokrates selber zu vernehmen glaube, steigt jener Kummer zu einem fast peinlichen Schmerze. Auch

sehe ich keinen Ausweg als entweder den Glauben an den Sokrates und seinen Geist aufzugeben, oder anzunehmen, er könne so nicht gesprochen haben, wie Platon in den angefochtenen Stellen ihn sprechen läßt. Wer sich zu dem ersten nicht gern entschließen möchte, dem wird es willkommen seyn, für das letzte eine Gewähr nachgewiesen zu finden bey dem Xenophon. Damit aber das Zeugniß des Xenophon nicht mehr und nicht weniger gelte als es an sich werth ist, wird dienlich seyn, daran zu erinnern, daß dieser bey dem Rechtshandel und Tode des Sokrates nicht gegenwärtig war, sondern sich in Asien befand. Nach der Rückkehr von dort zog natürlicher Weise nichts seine Aufmerksamkeit mehr auf sich, als die letzten Schicksale, Worte und Handlungen seines Meisters. Er fand mehrere schriftlich verfaßte Rechtfertigungen vor, die in einem Stücke übereinstimmten, in dem

nämlich, was Xenophon Megalegorie, das ist Großredigkeit, nennt, mit welchem Worte er die hohe stolze Sprache bezeichnet, die Sokrates vor Gericht führte, übrigens aber, wie es scheint, merklich von einander abweichen. Keine dieser Rechtfertigungen befriedigte den Xenophon, weil keine derselben seiner Meinung nach die eigentliche Ursach von des Sokrates Großredigkeit angab. Um die Lücke, welche jene gelassen hatten, auszufüllen, wendete er sich, um Erkundigungen einzuziehn, an den Hermogenes, des Hipponikos Sohn, aus dessen mündlichen Mittheilungen die unter Xenophons Namen auf uns gekommene Rechtfertigung des Sokrates entstanden ist. Ich trage kein Bedenken diese anzuführen, da die bekannten Gründe, welche man gegen Echtheit dieser Schrift aufstellt, nicht überzeugend für mich sind, aus Ursachen, welche zu entwickeln nicht dieses Ortes ist.

Wie nun vertheidigt hier Sokrates sich gegen den Vorwurf, die Jünglinge zu verderben?

„Wohlan sprich, sagt er zum Melitos, ob du welche weißt, die durch mich aus Frommen Ruchlose, aus Bescheidenen Freche, aus Sparsamen Verschwender, aus mäßigen Trinkern Weinsäufer, aus Arbeitsamen Weichlinge oder Knechte einer andern schlechten Lust geworden?“

Wegen der Beschuldigung, er glaube die Götter nicht, welche die Stadt glaubte, sondern anderes neues Dämonisches beruft er sich darauf, daß er bey gemeinsamen Fasten sich im Opfern stets des Bräuchlichen beflissen habe und in dem Glauben an prophetische Eingebungen weiche er von den andern nur darin ab, daß diese Vögellaute und Menschenstimmen und Vorzeichen und Wahrsager selber Verkündiger nennten,

er halte das durch sie Wirkende für dämonisch und heiße es auch so.

Was aber die Fassung anbetrifft, womit er das Todesurtheil vernahm: so giebt Xenophon hierüber einen besondern Aufschluß, indem er sagt, Sokrates habe mehr gewünscht zu sterben als noch länger zu leben. Denn als Hermogenes, erzählt Xenophon, ihn ermahnt habe, auf die Vertheidigung zu denken, habe er geantwortet: Zwey Male schon habe ich dazu mich angeschickt, aber mir widerstrebet das Dämonische und als jener darauf gesagt, das laute wundersam, habe er geantwortet: Kömmt es dir wundersam vor, wenn es auch dem Gotte scheint, mir sey besser jetzo zu sterben? Weißt du nicht, daß ich bisher keinen Menschen zugestanden habe glücklicher zu leben als ich? Denn ich war, was so süß ist, mir bewußt, ein ganz frommes und rechtschaffenes Leben ge-

führt zu haben. Daher ich nicht nur selber mich sehr hoch achtete, sondern auch meine Freunde über mich eben so gesinnet fand. Nun aber, wenn ich noch weiter in den Jahren fortschritte, wäre mir, wie ich weiß, unvermeidlich, des Alters Gebrechen auf mich zu nehmen, als da sind schlechter sehen, schwerer hören, unfähiger seyn zum Lernen und vergeßlicher im Behalten des Erlernten. Wenn ich nun fühlte mich zu verschlimmern, wie könnte ich, habe er gesagt, am Leben noch Lust finden? Vielleicht, habe er hinzugesetzt, bescheidet mir der Gott aus Gewogenheit, das Leben nicht nur zu rechter Zeit zu lassen, sondern auch auf die leichteste Art. Wenn man mich nämlich jetzo verurtheilt: so wird es bey mir stehn, eines Todes theilhaftig zu werden, welcher nach dem Urtheil der dieser Sache Kundigen, gelinder ist, den Freunden unlästiger als ein andrer, und der zugleich die meiste Sehnsucht

noch dem Sterbenden einflößt. Denn ohne den Umstehenden Eindrücke von irgend etwas Widrigem oder Unschönen zu hinterlassen, bey Gesundheit des Leibes und mit einer für Gefühl der Freundschaft ungeschwächten Seele verlöschen, wie sollte das nicht Sehnsucht erweckend seyn? Mit Recht also widerstrebten damals die Götter meinem Denken auf die Rede, als mir schien suchen zu müssen, was auf alle Weise zu meiden ist. Denn brachte ich das zu Stande: so arbeitete ich ja offenbar darauf hin, nicht schon itzo vom Leben zu scheiden, sondern statt dessen von Krankheit gequält zu sterben oder vom Alter, auf welches ja alles Beschwerliche und Freudelose sich zusammenhäuft. Darnach bey'm Zeus! trage ich kein Verlangen. Was ich daher von Göttern und Menschen Schönes empfangen zu haben glaube, dieses und die Meinung, die ich von mir selber habe, werde ich an den Tag

legen, und wenn ich die Richter hiedurch erzürne: so soll mir lieber seyn zu sterben, als durch unedles Bitten um Fortathmen ein Leben davon tragen, das viel schlimmer ist als Tod."

Weder in diesen Aeußerungen noch irgendwo sonst hier bey'm Xenophon findet sich eine Spur von Verstellung, falscher Spitzfindigkeit und Ueberspanntheit, wonach man geneigt werden möchte, auch in dem platonischen Werke für echt sokratisch nur das zu halten, was darin wahrhaftig, einfach, gemäßigt, groß erhaben ist, die hiemit nicht stimmenden Einzelheiten aber für fremdartige Zusätze. Wem nun würde diese Verfälschung Schuld zu geben seyn? Vor Erörterung dieser Frage müßte man sich erst darüber verständigen, die platonische Rechtfertigung des Sokrates, wie sie vor uns liegt, sey offenbar das Werk einer und derselben Hand, und was

darin als echt sokratisch erscheint, sey so vortrefflich gearbeitet, daß es überall keinen geringern Meister verrathe als den Platon, der sich von Seiten der Darstellung, auch in den angefochtenen Stellen nicht verleugne. Dieß voraus=gesetzt würde demnächst zu untersuchen seyn, wie Platon habe darauf kommen können, dem Sokrates etwas in den Mund zu legen, das dieser nicht wirk=lich gesagt habe. Hier dürfte ein Um=stand von nicht geringer Erheblichkeit scheinen, der nämlich, daß Sokrates unvorbereitet sprach. Indem er sich den Eingebungen des Augenblicks überließ, war es fast unvermeidlich für ihn, viele Gedanken mehr nur anzudeuten als aus=zuführen und ohne strenge Ordnung zu=sammenzureihen. Sollte dieser münd=liche Vortrag bey der schriftlichen Ab=fassung verständlich werden und des be=absichtigten Eindrucks nicht ganz verfeh=len: so waren, wie es scheinen möchte,

mancherley Ergänzungen durchaus nothwendig, woraus auch begreiflich würde, wie die verschiedenen schriftlichen Rechtfertigungen, die Xenophon vorfand, merklich von einander abweichen konnten, ohne daß eine den Vorwurf der Untreue verdienen mögte. Am unvollständigsten unstreitig war in den wirklich gehaltenen Reden des Sokrates die eigentliche Vertheidigung gegen die Anklage des Melitos. Es kam ihm, wie sich kaum zweifeln läßt, vornehmlich darauf an, die Meinung, die er von sich selber hatte an den Tag zu legen. Die Ankläger verachtete er zu sehr, um sie einer förmlichen Widerlegung zu würdigen. Hier waren muthmaßlich die größten Lüken geblieben, welche Platon am besten ausfüllen zu können glaubte durch einige ganz allgemeine Gedanken, welche die Behauptungen der Ankläger als in sich widersprechend darstellen sollten. Daß nun Platon hiezu gerade die und keine

andern Gedanken wählte als welche sich in den beiden ersten der angefochtenen Stellen befinden, dafür könnte jemand sehr scheinbare Gründe anführen, wenn er etwa sagte:

Aus Platons Werken lasse sich klärlich nachweisen, daß die Frage über das Freywillige und Unfreywillige im menschlichen Thun und Lassen ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigt habe und aus dem achten Buche des Werks von den Gesetzen, welches er im hohen Alter gearbeitet, und wo er diesen Gegenstand am ausführlichsten behandle, gehe hervor, daß er darüber nicht auf das Klare gekommen und zwar wie es scheine, befangen durch die Zweideutigkeit des Wortes ἑκὼν.

Als er die Rechtfertigung niedergeschrieben, habe er sich in einem Alter von etwa 30 Jahren befunden, und

sey noch am Anfange seiner philosophischen Laufbahn gewesen. Damals nun habe er die selbst späterhin noch im Menon vorgetragene Meinung gehegt, die Unsittlichkeit habe einzig ihre Quelle im Verstande, ohne die bedenklichen Folgerungen, die sich daraus ergeben, zu sehn, welche ihn am Ende seines Lebens veranlaßten, jene Meinung zurückzunehmen. Sie aber dem Sokrates unterzulegen habe er um so weniger Bedenken tragen mögen, da sie in Beziehung auf diesen gewiß richtig war, und ihr Anstößiges nur erhielt durch die Allgemeinheit, worin sie ausgesprochen worden. Was aber die Vergleichung anbetrifft, die er den Sokrates anstellen lasse zwischen dem Göttlichen und Menschlichen, um darzuthun, daß, wer Göttliches glaube, auch nothwendig Götter glauben müsse: so habe diese einige Aehnlichkeit mit einer im Gorgias vorkommenden nicht weniger verfehlten zwi-

schen dem Richter und dem Arzte, welche Sokrates dem Sophisten Polos gegenüber anstellt, um zu zeigen, wer sich vergehe, sey besser daran, wenn er gestraft werde, als wenn er ungestraft bleibe, wie ein Kranker besser daran sey, wenn er in ärztliche Pflege genommen werde, als wenn er ungeheilt bleibe.

In Ansehung des dritten Punktes aber möge dem Platon die eigentliche Ursache von des Sokrates Großredigkeit eben so wohl bekannt gewesen seyn wie dem Xenophon. Wenn aber dieser urtheilte, daß dieselbe allen denen, welche um das Geheimniß des Hermogenes nicht wüßten nur thöricht erscheinen könnte: so habe Platon richtiger geurtheilt, daß, wem das Geheimniß verrathen werde, in dessen Augen jene gepriesene Großredigkeit ihre sittliche Würde und erbauliche Kraft größten Theils verlieren

müsse. An nichts daher habe ihm mehr gelegen als alles zu entfernen, was die Reinheit ihrer Quelle verdächtig machen können. Zu dem Ende sey nothwendig gewesen, den Sokrates über den Tod sich bestimmt aussprechen zu lassen, um an den Tag zu legen, daß er ihn nicht scheue, auch wenn er Vernichtung sey. In diesem Gedränge verschiedener und zum Theil unter sich streitiger Anfoderungen habe, wie es unter solchen Umständen wohl dem Besten ergehe, Platon die Fassung verloren und sey so darauf gekommen, dem Sokrates jene unglückliche Vergleichung des Todes mit dem traumlosen Schlafe in den Mund zu legen, wofür jener ihm wohl wenig Dank möchte gewußt haben.

Einem solchen Vertheidiger des Platon gegen die obigen Beschuldigungen würde man wenigstens das Zeugniß geben müssen, daß es ihm an Herzhaftigkeit und

Freymuth keinesweges fehle. Ob er sich aber eben so einsichtig zeige, wie tapfer und offenherzig, ist eine andere Frage, da er offenbar nicht sähe, daß Niemanden damit gedient seyn kann, den Sokrates auf Kosten Platons gerettet zu sehn, so fern der Glaube an den einen mit dem Glauben an den andern steht und fällt.

Unstreitig ist es allerdings, daß Platon auf mehr als eine schwierige Frage der Philosophie die Antwort nicht plözlich fand wie durch Eingebung, sondern langsam nach mühseligem Suchen. Was ihm den Namen des Fürsten der Philosophen erworben hat, besteht eben darin, daß er in seinen Werken vollständig das innere Leben eines gebornen Denkers enthüllet, wie sich nach und nach darin aus dem Irrthum die Wahrheit, aus dem Zweifel die Einsicht, aus dem Meinen das Wissen entwickelt, und wie aus

dunkeln Ahnungen das Licht der Erkenntniß allmählig heller und immer heller hervorgeht.

Unstreitig ist es auch, daß er im Laufe seines langen unablässiger Forschung geweihten Lebens in den wichtigsten Dingen seine Lehre verändert hat, und daher den Sokrates manches der Berichtigung Bedürfende und von ihm selbst späterhin Berichtigte sagen läßt, dergleichen man von einem der als vollendeter Weiser auftreten soll, nicht immer gern vernimmt. Thöricht wäre, ihm hieraus einen Vorwurf zu machen, ihm, der das Höchste und Würdigste wollte, und in einem Maße, wie nur sehr wenige Menschen erreicht hat, was er wollte.

Aber dieß alles verstattet keine Anwendung auf vorliegendes Werk. Hier ja kam es darauf an, was Sokrates wirklich gesprochen hatte, treu aufzufas-

sen und die einzelnen Züge hievon zu einem Gemälde zu verarbeiten, in welchem jeder Freund und Verehrer desselben ein treffendes Bildniß erkennen mußte, außer dem Sokrates selbst, den vielleicht Demuth verhindert hätte, die vollkommene Aehnlichkeit anzuerkennen. War die Begeisterung, worein die Lösung dieser Aufgabe den Platon setzen mußte, nicht vermögend, ihn vor solchen Entstellungen seines Meisters zu schützen, wo bleibt dann der Glaube an seinen Geist?

Was aber an jenem vorlauten Fürsprecher, den wir so eben redend einführten, am meisten empört, ist, daß er keine Scheu trägt, den Sokrates zu beschuldigen, dieser habe Gesinnungen gehabt, die man, um seinem Rufe nicht zu schaden, geflissentlich habe verbergen müssen, daß er den Platon beschuldigt, zu dem Ende die Mitwelt und Nach-

welt absichtlich getäuscht zu haben, und daß er dieses alles thut, gestützt auf ein Zeugniß des Xenophon, welches das Zeichen der Verwerflichkeit unverkennbar an sich trägt.

Denn wie? hätte des Sokrates Großredigkeit keine andere Quelle als den Wunsch, den Beschwerlichkeiten des Alters zu entgehn und durch einen ausgezeichneten und sanften Tod bey den Freunden in gutem Andenken zu bleiben: so ist ja offenbar, daß, wenn er 20 Jahre früher angeklagt wäre, er vor Gericht ganz anders würde gesprochen haben. Demnach verdankte er ja den Ruhm eines bis zum Tode standhaften Bekenners der Wahrheit weniger seiner Seelenhoheit als dem Ueberdrusse am Leben.

„Wohin einer sich selber stellt, sagt er in der Rechtfertigung, in der Meinung,

es sey da am besten, oder wohin einer von seinen Obern gestellt wird, da muß er, wie mich dünkt, jede Gefahr aushalten, und weder den Tod noch sonst irgend etwas in Anschlag bringen gegen die Schande. Ich also hätte Arges gethan ihr Athener, wenn ich, als eure Befehlshaber mir einen Platz anwiesen, die ihr gewählt hattet, um über mich zu befehlen, bey Potidäa Amphipolis und Delion, damals also, wo jene mich hinstellten, gestanden hätte, wie irgend ein anderer und es auf den Tod gewagt: wo aber der Gott mich hinstellte, wie ich es doch glaubte und annahm, damit ich in Aufsuchung der Weisheit mein Leben hinbrächte und in Prüfung meiner selbst und Anderer, wenn ich da, den Tod oder irgend etwas fürchtend, aus der Ordnung gewichen wäre."

Bayerische Staatsbibliothek München

Wir, den Sokrates dieß und Aehnliches vor Gericht sagen hörend, vernehmen darin gerührt die Sprache eines Frommen und Weisen, der durch die That bekräftigt, daß er gegen Göttliches und Himmlisches das Irdische und Menschliche für nichts achte. Wer, wie Xenophon, dem Hermogenes des Hipponikos Sohne glaubt, hört darin nur einen alten Mann, der eine sich ihm darbietende Gelegenheit gern ergreift, auf die sanfteste Art aus dem Leben zu scheiden und dadurch zugleich seinem Namen ein ehrenwerthes Gedächtniß zu stiften.

Wenn nun dieß die wirklichen Bewegungsgründe waren, die den Sokrates in seinem Verfahren vor Gericht leiteten und in der Wahl seines Vortrages bestimmten, und er solches, ich will nicht sagen, bestimmt aussprach, aber doch andeutete: so verlor seine Großredigkeit allerdings ihre sittliche Erhaben-

heit, aber sie behielt noch immer etwas Ausgezeichnetes, da es wohl nicht viele Greise geben möchte, bey denen die Lust am Leben von der Furcht vor den Beschwerden des Alters und von der Liebe zum Ruhm überwogen würde. Wenn er aber vor Gericht ganz hievon schwieg: so verliert seine Großredigkeit nicht nur ihre sittliche Würde, sie bekömmt etwas Heuchlerisches, sie sinkt zur Gaukelei herab.

Woher aber wissen wir, daß er vor Gericht ganz davon schwieg? Vom Xenophon selber. Seine Worte sind diese:

Hierüber (nämlich über den Rechtshandel und die Vertheidigung) haben auch andere geschrieben und alle haben seine Großredigkeit getroffen, woraus erhellet, daß Sokrates wirklich so gesprochen habe. Daß er aber den Tod

für wünschenswerther hielt als das Leben, haben sie nicht dargethan, so daß seine Großredigkeit als eine Art von Thorheit erscheinet.

Wenn von den Verfassern der Rechtfertigungen keiner das mit aufgenommen hatte, daß Sokrates lieber sterben als länger leben wollte: so ist es kaum denkbar, er habe in den wirklich gehaltenen Reden darauf hingedeutet; woraus wir, seine Verehrer, schliessen, er habe diese Ansicht entweder gar nicht gehabt, oder sie sey doch ohne Einfluß geblieben auf seine Großredigkeit, welche einzig und allein ihre Quelle gehabt habe in seiner Seelenhoheit. Und wenn Xenophon sagt, ohne jene Voraussetzung erscheine seine Großredigkeit nur als eine Art von Thorheit: so legt er meines Erachtens hiedurch nichts weiter an den Tag, als sein Unvermögen, die sittliche Größe des Sokrates zu fassen.

Bey meiner innigen Verehrung für den Xenophon fällt mir es wahrlich schwer genug, so etwas auszusprechen, daher ich sogleich hinzusetze, wie ich das alles nur anführe, zu zeigen, daß, welchen Ausweg man auch wähle, um aus den Zweifeln, Schwierigkeiten, Anständen, welche gegen die angefochtenen Stellen erhoben worden herauszukommen, man auf unerfreuliche Ergebnisse geräth.

So dachte ich anfangs. Bald darauf aber gewann ich von der Sache eine Ansicht, welche, wenn ich sie, was ich freilich noch nicht weiß, fest halten kann, mich auf immer völlig beruhigen und mir jeden der sich darbietenden Auswege gleich willkommen machen wird, weil ich auf jedem derselben finde, was mich in meinen theuersten Ueberzeugungen bestärkt. Wie ich auf diese Ansicht gekommen, darüber möchte ich gern mich aus-

lassen. Da es aber auf eine ganz eigene und so zu sagen wundersame Art geschehen ist: so vermag ich es nicht, ohne von mir selber mehr zu reden als sich für eine Abhandlung über den Sokrates, Platon und Xenophon vielleicht schickt.

Wohlan! wer es unziemlich findet, diesen Betrachtungen über so wichtige Dinge etwas rein Persönliches beygemischt zu sehn, der lasse die folgende Zugabe ungelesen. Denen aber, die es nicht für Anmaßung nehmen wollen, wenn jemand über einen würdigen Gegenstand inniger Theilnahme sich gern rein ausspricht, ohne etwas auf dem Herzen behalten zu können, solchen Wohlwollenden melde ich zuerst, daß die mitgetheilten Betrachtungen über Platons Rechtfertigung des Sokrates mich am lebhaftesten beschäftigten in den letzten Wochen des Jahres 1812, die uns allen frisch im Andenken sind, und immer un-

vergeßlich bleiben werden. Die Hoffnung oder Furcht, womit man in jenen großen Tagen der Entscheidung der Zukunft entgegensah, hieng von der Deutung ab, die man den Zeichen der Zeit gab, und diese Deutung richtete sich meist nach dem, was jeder Gutes oder Schlimmes sich selber zutraute. Daher war mir sehr erwünscht, daß gerade damals mein Beruf es mit sich brachte, mich in den Platon zu vertiefen. Bey ihm hoffte ich am sichersten zu finden, wodurch das Herz wacker und fest werden kann. Ich sah mich aber getäuscht. Was wir in jenen reichen und mächtigen Tagen von so vielen Seiten vernahmen und mit Augen sahn, theilte wohl jedem eine ungewöhnliche Reizbarkeit mit, so daß er für Freude und Schmerz jeglicher Art empfänglicher ward als sonst. Und so brachten die Zweifel, welche mir bey Lesung der Rechtfertigung aufstießen, auf mein Gemüth eine Wirkung hervor,

die nicht allein von ihnen ausgieng. Wer, sprach ich zu mir, kann sich auf sich selber, oder wen sonst verlassen, wenn er der Weisheit und Tugend des Sokrates nicht mehr trauet? Sah ich nun auf den Drang der Ereignisse um mich her, erwog ich die Größe der Gefahr nicht nur für das Vaterland sondern man darf wohl sagen für das menschliche Geschlecht, wenn der bedeutende Augenblick nicht verstanden und ergriffen wurde, überlegte ich dann, daß dieses ganz allein abhienge von der Rechtlichkeit und dem gesunden Sinn der Gewaltigen im Lande, der Fürsten nämlich und der Völker: so stürzte mich jener Unglaube an die, in welchen ich von Kindheit auf das Edelste der Menschheit geliebt und bewundert hatte, in eine unbeschreibliche Verwirrung, die ich gar nicht ausdrücken kann, es müßte denn seyn, daß ich es mit folgenden Worten eines Dichters thäte:

Es giebt so bange Zeiten,
Es giebt so trüben Muth,
Wo alles sich von weiten
Gespenstisch zeigen thut.

Es schleichen wilde Schrecken
So ängstlich leise her,
Und finstre Nächte decken
Die Seele zentnerschwer.

Die sichern Stützen schwanken,
Kein Halt der Zuversicht,
Der Wirbel der Gedanken
Gehorcht dem Willen nicht.

Der Wahnsinn steht und locket
Unwiderstehlich hin.
Der Puls des Lebens stocket
Und stumpf ist jeder Sinn.

Unter dem Wechsel so trauriger Empfindungen hatte ich einen sehr trüben Tag zugebracht, als mir noch spät am Abend jemand gemeldet wurde, der mich sprechen wolle. Jede Unterbrechung war mir willkommen, und so nahm ich den An-

gemeldeten gerne an. Es war ein Fremder, der so eben, wie er sagte, von Petersburg hier angekommen war, und mir von einem dort sich aufhaltenden Jugendbekannten Grüße brachte nebst einigen Zeilen von dessen Hand. Hieraus gieng hervor, mein Gast sey ein Deutscher, der die Unabhängigkeit seiner äussern Lage im Jahre 1810 zu einer Reise in das Ausland benutzt hatte, um in der Fremde den Gang der Dinge zu beobachten und die Entwickelung der Schicksale seines unglücklichen Vaterlandes abzuwarten. Jetzo eilte er dahin zurück, um nicht zu fehlen, wenn sich etwas Löbliches für ihn zu thun fände. Zufällig war ihm bey meinem Freunde in Petersburg eine kleine Schrift vor das Auge gekommen, die ich vor einigen Jahren unter der Aufschrift: Ein Gastmahl herausgegeben habe. Die Rede, welche darin einem Reisenden, der unter dem Namen Adalmar auftritt,

in den Mund gelegt wird, hatte ihn veranlaßt, sich nach dem Orte meines Aufenthalts zu erkundigen, und da er erfahren, daß es Königsberg in Preußen sey, wo er sonst Niemanden kannte: so hatte er den Wunsch geäußert, mich bey seiner Durchreise durch diese Stadt zu besuchen, und dadurch meinen Freund veranlaßt, ihm diese Zeilen an mich mitzugeben.

Was zuerst des Fremden Aufmerksamkeit auf mich gezogen hatte, machte auch den Anfang unserer Unterredung. Dieser war von seiner Seite tadelnd, indem er mir vorwarf, ich hätte jene Rede mit einer Anmerkung begleitet, wofür weder er noch Adalmar selbst mir Dank wissen könnte. Ich hatte ihm auf der Stelle nichts entgegenzusetzen, und wünschte sehr, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Nun aber hatte mein petersburger Freund entwe-

der zufällig oder absichtlich den Namen des Ueberbringers verschwiegen. Dieß setzte mich in Verlegenheit: denn immer trage ich große Scheu, jemanden zu fragen, wie er heiße. Indessen hatten mir des Fremden Aeusserungen Zutrauen eingeflößt, und so sagte ich scherzend zu ihm: Da es, wie man aus dem Homer wüßte, dem Gastrechte entgegen wäre, einen fremden Gast sogleich zu fragen, wer er sey: so möge er mir erlauben, ihn für itzo Adalmar zu nennen, weil er sich dessen so freundlich annehme, woraus aber, setzte ich hinzu, freylich folgen würde, daß wir uns bis zu näherer Namenbekanntschaft dutzen müßten. Er nahm dieß gerne an; und unser Gespräch gewann bald eine Offenherzigkeit, wie sie sonst nur unter vertrauten Freunden Statt zu finden pflegt. Mit großer Lebhaftigkeit unterhielt er mich von seinen Wünschen, Hoffnungen und Entwürfen, an Her=

beyführung einer neuen goldenen Zeit für Kirche und Staat in Deutschland arbeiten zu helfen, und nach gethaner Arbeit die Früchte seiner Anstrengung zu genießen. Bey der Gemüthsstimmung, worin er mich angetroffen hatte, war es wohl natürlich, daß ich ihm dann und wann mit einem Mißton in die Rede fiel. Er überhörte diesen nicht, sondern nahm davon Anlaß zu fragen, was ich von der öffentlichen Stimmung in der Stadt und auf dem Lande hielte. Wenn die Stimmung der andern ist, wie jetzt die meinige, war meine Antwort: so werden die traurigen Bilder der Vergangenheit ihren Blick noch viel zu sehr fesseln, als daß sie ihn schon froh auf die Zukunft richten könnten. Was ihr auch, erwiederte er, im Aeußern mögt gelitten haben, bey dem Bessern wird es doch dem eigenen Selbst unschädlich vorübergegangen seyn. — Um so zu sprechen, versetzte ich, muß man

drey Jahre auf Reisen gewesen seyn. Willst du dir einen Begriff machen, wie es bey uns zugegangen ist: so laß dir von vielen Zügen nur einen mittheilen.

Im Laufe des vorigen Winters hielt ich Vorträge über die Dichtkunst. Hierin kam ich zu sprechen auf den Unterschied zwischen Dichtkunst und Beredsamkeit, und um was ich gesagt hatte zu erläutern, las ich stellenweise die Einleitung von Gentzens Fragmenten zur Geschichte des politischen Gleichgewichts vor. Während des Lesens vergaß ich mich und meine Zuhörer, und die Absicht, warum ich las völlig. Ueberwältigt von dem Gefühl rief ich am Ende aus: Das wurde im Jahr 1806 geschrieben; jetzo sind die Sachen dahin gekommen, daß am lautesten über das Vaterland redet, wer ganz davon schweigt. Cum tacent clamant. Mit diesen Worten schloß ich

und gieng eilig davon. Dieses Benehmen machte natürlicher Weise Aufsehn. Kaum war ich wieder auf mein Zimmer gekommen, als ein Freund, der unter den Zuhörern gewesen war, hereintrat, und mich mit Vorwürfen überhäufte. Weißt du nicht, sagte er, daß wir überall mit Laurern umringt sind. Und wenn du selber keine Scheu trägst, so etwas zu sagen, so schone wenigstens derer, für welche es gefährlich ist, so etwas zu hören." — Ich konnte nicht anders als diesem wohlgemeinten Rathe Gehör geben und befliß mich von dem an recht ernstlich mich in die Zeit zu schicken, womit es mir denn auch so gut gelang, daß ich an mir selber bestätigt fand, was Homer sagt:

Schon die Hälfte der Tugend entrückt Zeus
waltende Vorsicht
Einem Manne, sobald nur der Knechtschaft
Tag ihn ereilet.

Was aber, setzte ich hinzu, ein rechtschaffener Knecht ist, wie ich nunmehr mit Gottes Hülfe geworden zu seyn mich rühme, das muß immer zittern und zagen und in allen Dingen mehr fürchten als hoffen, und so besorge denn auch ich, dieselben Ursachen, die uns in diesen elenden Zustand gebracht haben, werden machen, daß wir darin bleiben; oder wenn auch das gute Glück ohne unser Verdienst und Würdigkeit uns auf der einen Seite aus dem Abgrunde herausreißt: so werden wir auf einer andern nächstens wieder hineinstürzen.

Hier unterbrach mich Adalmar mit großer Lebhaftigkeit, und zwar mit den bekannten Worten Macchiavellis, die er auf Deutschland anwendete:

„Wenn, sagte er, nothwendig war, damit die Kraft Moses erscheinen könnte,

daß das israelitische Volk dienstbar ward in Egypten; und zur Erkennung der Größe und des Muthes des Kyros, daß die Perser unterjocht wurden von den Medern, und zur Verherrlichung der Vortrefflichkeit des Theseus, daß die Athener zerstreut waren: so war jetzo, damit die Kraft eines deutschen Geistes erkannt werden möchte, nothwendig, daß Deutschland bis zu dem gegenwärtigen Zustande herabsank, daß es dienstbarer wurde als die Hebräer, unterdrückter als die Perser, zerstreuter als die Athener, ohne Haupt, ohne Ordnung, geschlagen, geplündert, zerfleischt, zertreten und daß es jede Art von Verderben erduldete. — Siehe wie es zu Gott flehet, daß er Jemanden sende, der es erlöse von dieser Grausamkeit und diesem barbarischen Uebermuth."

So sprach er, und warf mir dann mit Bitterkeit meine Unthätigkeit vor. Wenn du, setzte er hinzu, zu träge bist, um selbst Hand mit anzulegen: so zähme wenigstens deine Zunge, um durch deiner Worte Gift nicht zu verletzen, wer so unglücklich ist, sich dir unverwahrt und unbehutsam zu nähern. Bey diesen Worten griff er nach seinem Mantel, um wegzugehen. — Seit wann, sagte ich darauf zu ihm, ist es denn Sitte solche Besuche stehendes Fußes abzumachen? Wenn du zu eilig warest um bey mir Platz zu nehmen: so hättest du besser gethan mir ganz vorbeyzugehn und mich in Ruhe zu lassen. — Hiemit kehrte ich ihm den Rücken zu und klingelte. — Du hast mir ja, erwiederte er gelassen, noch keinen Sitz angeboten. Mich hält nichts ab, noch einige Augenblicke zu bleiben. Habe ich doch meinen Reisegefährten durch den Diener, der mich herbegleitet hat, sagen lassen, wo

ich hingegangen bin. Wenn ihnen die Zeit zu lang währt, werden sie mich wohl rufen lassen. — Indem trat der Dienstbote herein, der ihm hinunter leuchten sollte. Statt dessen hieß ich diesen nun für Essen und Trinken sorgen, und als wir uns, nachdem aufgetragen war, bey'm Feuer niederließen, fragte ich den Adalmar, ob er schon daran gedacht hätte, daß heute der 27. December wäre. — Das ist, sagte er, der Tag St. Johannis des Evangelisten. An welchem, fiel ich ein, unsere Vorfahren den Johannissegen zu trinken pflegten. — Das thaten sie, antwortete er, zur Befestigung der Freundschaft. — Sie thaten es, erwiederte ich, aus derselben Ursache, aus welcher ich dir dieses Glas Johannisberger zutrinke. — Ich nehme es an, versetzte er. — Wir standen auf, hielten die Gläser empor und Adalmar sagte: Möge der Heilige dieses Tages unsern Bund in seinen

freundlichen Schutz nehmen, und wie er selber unversehrt Gift trank, lasse er unschädlich vorübergehn, was unsere Freundschaft möchte kränken wollen. — Hierauf setzten wir uns wieder und leerten unsere Gläser langsam und schweigend. — Weißt du, fieng Adalmar endlich wieder an, was mein erstes Geschäft seyn soll, wenn wir siegreich bis an den Rhein gelangen? Ich werde erforschen ob der Johannisberger nach dem Täufer oder nach dem Evangelisten heißt, und dann nicht ermangeln die erhaltene Belehrung dir mitzutheilen. Dafür danke ich, war meine Antwort; hierüber im Zweifel zu bleiben, an den längsten Tagen zu glauben, er heiße nach dem Täufer, an den kürzesten, er heiße nach dem Evangelisten, dabey befinde ich mich sehr wohl.

Wohlan, noch einmal getrunken!
Engere Wissenschaft,
Den hellen Einfall, lehr uns des Alten
Geist!

worauf er fortfuhr:

Die Sorgen soll er nicht vertreiben!
Hast du geweinte, geliebte Sorgen,

Laß mich mit dir sie sorgen. Ich weine mit,
Wenn dir ein Freund starb. Nenn ihn.

Dieß war der Augenblick, wo die Starrheit meines Herzens völlig zerrann. Nein, sagte ich mit einiger Bewegung zu ihm: Ein Freund ist mir nicht gestorben, aber ein Schutzgeist, auf den ich fest vertraut hatte, ist von mir gewichen und verläßt mich rathlos in einem Augenblick wo ich sein am meisten bedarf. Als Adalmar nun hierüber Aufschluß begehrte, theilte ich ihm von den vorstehenden Bemerkungen mit, was davon in mir lebendig wurde. Ich that

es nicht in der besten Folge, doch ersetzte die Theilnahme womit ich sprach den Mangel geschickter Anordnung einiger Maßen, und gab den Worten, womit ich schloß, eine sehr bestimmte Bedeutung. Nicht verlohrene Schlachten, so lauten diese Worte, sondern solche Kämpfe und Niederlagen sind es, nach denen man ohne Scheu des Vorwurfs wie Brutus ausrufen darf: O Tugend! ich glaubte, du wärest etwas, jetzo aber sehe ich, daß du nichts bist.

Adalmar hatte mich nur selten unterbrochen aber mit großer und immer zunehmender Aufmerksamkeit angehört. Jetzo fing er ganz gelassen an:

Deine Bekenntnisse haben mir eine der denkwürdigsten Stunden meines Lebens vergegenwärtigt, deren Bedeutung ich dir aber nicht auslegen kann, ohne von der Geschichte meiner Jugend etwas

vorauszuschicken. So wisse denn: Ich verdanke meine erste Bildung einem frommen und gelehrten Mönche. Seine Absicht, aus mir zu machen, was er selber war, erreichte er nur zur Hälfte. Er flößte mir eine so starke Liebe zu den Wissenschaften ein, daß ich, um diesen ganz zu leben, meinen anfänglichen Vorsatz, in das Kloster zu gehn, aufgab. Meine Eltern widersetzten sich mir nicht und willigten sogar in den Vorschlag eines Freundes, mich zur Vollendung meiner Studien einer protestantischen Universität anzuvertrauen. Hievon versprachen sie sich viel für die Ausbildung meines Geistes ohne für meine Frömmigkeit etwas zu besorgen, im Vertrauen auf die Kraft einer Erziehung, woran das Herz so vielen Antheil hat als an der, welche sie in Verbindung mit meinem ersten Lehrer mir gegeben hatten.

Die Erwartungen meiner Eltern wurden auf der einen Seite übertroffen, sollten aber auf der andern, wie es schien, getäuscht werden. Ich machte auf der hohen Schule, die ich bezog, ausgezeichnete Fortschritte im Wissen, verlor aber meinen Glauben.

Die ungebundene Freiheit, womit meine neuen Lehrer alle Gegenstände ihrer Untersuchung behandelten, gefiel mir so sehr, daß die daraus entstehende Frechheit, womit sie, was mir heilig war, so oft verspotteten, mir nur eine zeitlang anstößig blieb, bald gleichgültig und endlich lieb ward.

Anfangs hatte ich in der Wahl meines Umgangs mich an meine Glaubensgenossen gehalten. Seit jener Veränderung in meinen religiösen Ueberzeugungen, zog ich mich von ihnen zurück, und wandte mich zu den Protestanten,

unter denen ich im Ganzen mehr Bildung und angenehmere Sitten antraf. In engere Verbindung kam ich mit einem Jünglinge Namens Anselmus, der nach den Grundsätzen seiner Kirche eine eben so strenge Erziehung erhalten hatte, als ich nach den Grundsätzen der meinigen. Nun war er gleich mir ein Freidenker geworden. Wir begegneten uns in einem entschiedenen Unglauben.

Es traf sich zufällig, daß wir die Universität zu gleicher Zeit verlassen sollten. Wir beschlossen zusammen abzureisen, und über Dresden zu gehn, um vor der Rückkehr in die Heimath die dortigen Kunstschätze in Augenschein zu nehmen. Es war natürlich, daß wir während dieser Reise einen Blick in die Vergangenheit warfen, und was wir bey der Ankunft auf der Universität gewesen, mit dem vergliche, was wir jetzo waren.

Am längsten verweilten wir bey der Veränderung, die sich in unserer religiosen Denkart zugetragen hatte. Mit Freude und Stolze fanden wir uns frey von Vorurtheilen, welche so Viele verblendeten und ihnen, wie es schien, das Leben verkümmerten. Nicht ohne besondere Vorliebe zeichneten wir diejenigen unserer Lehrer aus, die in dieser Rücksicht am entschiedensten und wohlthätigsten auf uns gewirkt hatten. Indessen meldeten sich aus den frühern Jahren manche süße Erinnerungen, die unserer Freude etwas Wehmüthiges beymischten: denn wir konnten uns nicht verbergen, mit dem, was wir froh waren los zu seyn, nicht weniges eingebüßt zu haben, was wir hätten gerne behalten mögen. Anselmus stimmte geistliche Lieder an, die wie er mir sagte, in eurer Kirche seit Jahrhunderten bey der öffentlichen und häuslichen Andacht gesungen werden. Sie rührten mich.

Auf mein Bitten wiederholte er sie, bis ich sie auswendig gelernt hatte. Zum Danke dafür unterhielt ich ihn von den Gebräuchen meiner Kirche, die ich vollkommen kannte, da ich mehrere Jahre als Chorknabe hatte die Messe bedienen helfen. Deß allen erinnerten wir uns gern, wie man sich der Spiele seiner Kindheit erinnert. Unter solchen Gesprächen langten wir in Dresden an. Unser erster Gang war auf die Galerie, wo wir vor allen die Madonna des Raphael aufsuchten. Wir fanden in Betrachtung des Gemäldes einen Mann begriffen, den wir zu stören fürchteten, wenn wir näher träten. Er bemerkte unsere Schüchternheit, und überließ uns seinen Platz als die Stelle, wo das Bild am besten in das Auge fiele. Aus dem Eindrucke, den es auf uns machte, und aus unsern Aeußerungen darüber, mochte er schließen, daß wir es zum

ersten Male sahen, und nicht unwürdig wären es zu sehn. Er ließ sich daher mit uns in ein Gespräch darüber ein, um uns zum Verständnisse dessen was wir sahn, behülflich zu werden. Nichts wohl gewährt ein reineres und innigeres Vergnügen als über die Kunst mit Einsicht sprechen zu hören. Denn während die Betrachtung eines Werkes derselben dich so zu sagen, von innen schöner macht, gewährt dir die verständige Auslegung desselben ein helles Anschauen deiner eigenen Schönheit. So wenigstens wirkten des Fremden Worte auf uns, von denen ich wohl sagen kann, daß sie uns auf den Gipfel des Daseyns emporhoben. Der Vormittag war vergangen, ohne daß Zeit übrig blieb, etwas anderes zu sehn.

Als wir uns wieder allein befanden, war es nicht das Bild, das uns am meisten beschäftigte, sondern der Mann.

Wir gestanden uns, aus seinem Munde eine Sprache vernommen zu haben, von der wir schon lange entwöhnt waren. Weißt du, sagte Anselmus zu mir, was ich von des Mannes Religion denke? — Ich halte dafür, er ist von Geburt Protestant, im Herzen aber Katholik; ich war entgegengesetzter Meinung. Von welcher Art, sagte Anselmus darauf, seine Vorurtheile auch seyn mögen, wir wollen sie schonen, da er uns so freundlich entgegengekommen ist, und hier so nützlich werden kann.

Noch denselben Tag machten wir ihm den Besuch, wovon die Folge war, daß Kerolt (so will ich dir zu Gefallen für itzo den Fremden nennen) uns nicht nur jedes Mal auf die Galerie begleitete, sondern auch während unseres dortigen Aufenthalts fast täglich auf den Abend zu sich zu Tische lud. Bey der Mannichfaltigkeit von Gegen-

ständen, über welche sich in diesen Abendstunden das Gespräch verbreitete, konnte ihm der religiöse Zustand unserer Herzen nicht verborgen bleiben. Dieser erregte sein Mitleiden. Kerolt wünschte, wie es schien, den Sophisten, wo möglich die Beute wieder zu entreißen, die sie an unsern Seelen davon getragen hatten.

Eines Abends (es war der letzte vor unserer Abreise) lenkte er mit besondrem Antheil die Unterredung auf diese Gegenstände, und sagte endlich nicht ohne Rührung: Mit Vergnügen sehe ich in euch junge Männer, welche die Werke des Alterthums kennen und lieben, mit noch größerm, daß euer Eifer für Kunst und Wissenschaft seine Quelle in den edelsten Bedürfnissen des Herzens hat. Wenn ihr aber in Augenblicken, wo sich des Herzens Verlangen am vernehmlichsten meldet das Vortreflichste der

alten Meister mit den biblischen Büchern vergleichet, nehmet ihr dann nicht einen Unterschied wahr wie zwischen Nacht und Tag? Wir verneinten dieses; und einer von uns, (dieser eine war ich) hatte die Kühnheit, Platons Rechtfertigung des Sokrates neben das Evangelium Johannis zu stellen, um dieses zu verdunkeln und den Kerolt zu beschämen. Vom Evangelium sprach ich nach einer dunklen Erinnerung; die Rechtfertigung war mir im frischen Andenken: denn ich hatte sie unmittelbar vor meinem Abgange von der Universität erklären gehört. Kerolt ergriff diesen Gedanken mit großer Lebhaftigkeit, und nahm davon Anlaß uns Platons Bild vom Sokrates auszulegen, wie er uns Raphaels Madonna ausgelegt hatte, wobey er in dem Werke Höhen und Tiefen enthüllte, wovon unser Sprachmeister auf der Universität auch nicht die leiseste Ahnung gehabt zu haben

schien. Um so mehr wurden wir überrascht, als er hinzusetzte: Wahrlich! ich sage euch, unter allen, die vom Weibe geboren worden, ist nicht aufgekommen der größer sey als Sokrates. Der aber der Kleinste ist im Himmelreich, ist größer denn er. Mit diesen Worten schrieb er sich auch in mein Stammbuch.

Welchen Eindruck diese Abschiedsworte unseres Freundes auf den Anselmus gemacht haben mögen, weiß ich nicht: denn wir trennten uns den folgenden Tag, und zufällige Umstände verhinderten in der Folge die Fortsetzung unserer Bekanntschaft.

Bey mir thaten sie die Wirkung, daß ich die Angelegenheit der Religion noch nicht als abgeschlossen ansah, und davon war die Folge, daß ich gerne mich in den Willen meiner Eltern fügte,

welche wünschten, ich möchte ihre häusliche Andacht leiten. Einen wesentlichen Bestandtheil hievon sollte dieses ausmachen, daß ich Morgens ein Capitel aus dem Thomas von Kempen vorläse und zwar für meinen Vater in der lateinischen Urschrift, die ich für meine Mutter Satz für Satz verdeutschen sollte. Da meine Eltern wußten, wie sehr ich dieses Buch in meiner Jugend geliebt hatte: so glaubten sie, mir mit diesem Vorschlage besonders gefällig zu werden, und in der That kann ich ihnen dafür nicht dankbar genug seyn.

Die Ahnungen des Göttlichen, welche dieses Werk zuerst in mir geweckt, hatten lange Zeit hindurch geschlummert. Während dessen hatte ich in meiner Ausbildung entschiedene Fortschritte gemacht, und meine Fähigkeit, das Wahre, Schöne und Würdige zu erkennen und zu empfinden bedeutend erhöhet.

Hiedurch geschah es, daß die ehemaligen Eindrücke, welche das Werk auf mich gemacht hatte, sich mit großer Bestimmtheit wieder belebten und zwar gereinigt von jedem unlautren Zusatze, den meine kindische Einbildungskraft damals ihnen beymischte, mit der Milde geliebter Ideen, die man lange im Herzen genährt und gepflegt hat, und zugleich mit dem Reize ganz neuer, wenn sie in glücklichen Augenblicken der Begeisterung aus ihrer Verborgenheit plötzlich hervortreten und die oft getäuschte Sehnsucht nach ihnen stillen. Was jetzo der Lehrer der Frömmigkeit zu mir sprach, war mir so bekannt und dabey doch so neu, so offenbar und dabey doch so geheimnißvoll, daß ich auf eine wunderbare Weise mich umgebildet und erneuert fand, ohne daß ich aufhörte derselbe zu seyn.

Als ich darauf von dem Thomas von Kempen mich zur Lesung der Schrift

und der heiligen Våter, zur Betrachtung der Verfassung und Geschichte der Kirche wendete, erfuhr ich dasselbe. Gott hatte sich mir eine Zeit lang verborgen, nur um sich mir von neuem zu enthüllen. Zum Zeichen, daß meine Aussöhnung mit ihm vollendet, und seine Gnade mir wieder geschenkt sey, erschien mir einst bey nåchtlicher Weile ein Gedankenbild, dem åhnlich, welches Pascal würde dargestellt haben, wenn er das Werk vollendet håtte, unter dessen Bruchstücken und Trümmern man so gern abwechselnd mit Bewunderung und Trauer verweilt.

Nach nichts trug ich ein größeres Verlangen als die Offenbarungen würdig auszusprechen, die mir zu Theil geworden waren. Daher beschloß ich bey den Alten mich von neuem in die Lehre zu begeben. Für das Eigenthümliche ihrer Art und Kunst machte mich die Stim-

mung, worin ich mich befand, nur desto empfänglicher. Homers Einfalt und der Natursinn Herodots, die Erhabenheit des Aeschylos und des Sophokles Maßhaltung, die Schärfe im Aristoteles, der strenge Ernst des Thukydides und die weise Anordnung in den Werken des Demosthenes — Dieß alles traf mich mit wunderbarer Gewalt, wenn ich bedachte, wie diese Meister von den hohen Dingen würden gesprochen haben, die itzo meine Seele füllten. Am tiefsten ergriff mich Platon, bey keinem seiner Werke verweilte ich länger als bey dem Staate.

Von dem Bilde einer Seele, in welcher Verständigkeit, Besonnenheit, Geistesstärke und Gerechtigkeit wohnet, von der Verfassung eines Staates, der im Großen ist, was eine wohlgeordnete Seele im Kleinen, hatte ich aus einer frühern Lesung die Eindrücke bewahrt, die sich

zu guter Stunde in mir erneuerten. Der Zustand nämlich, der in jener bedeutenden Nacht der Erscheinung des Gedankenbildes, deren ich erwähnte, vorangieng, war ein Zustand peinlicher Unruhe. Was von Religion als Ahnung und Erinnerung in mir schlummerte erwachte, so zu sagen, plözlich und auf Einmal. Hiedurch entstand in meinen Gedanken eine Verwirrung, daß ich nicht wußte, was ich mit mir anfangen sollte. Ich glich jenen Rathfragenden, denen die Prophetin ihre Sprüche auf Blättern ertheilt, welche dem Lesenden vor den Augen der Wind zerstreuet. Da nun kamen jene Ideen mir freundlich zu Hülfe. Verständigkeit, Besonnenheit, Geistesstärke und Gerechtigkeit verwandelten sich in Glauben, Hoffnung und Liebe, wodurch in meinem Innern ein Licht aufgieng, unter dessen belebendem Einflusse alles sich von selber ordnete. Die Begeisterung, worein mich dieses

versetzte war sanft, und ließ mir Ruhe, zu beobachten, was sich zutrug. Wie nun von so vielen Bibelsprüchen, Satzungen, heiligen Sagen, Gebräuchen und Festen jedes seine Stelle einnahm und seinen Sinn und seine Bedeutung erhielt, sah ich gleichsam vor meinen Augen das Bild der Kirche sich gestalten.

Erkannte ich nun damals mit Hülfe des platonischen Staates, was die Kirche sey, so erkannte ich jetzo bey wiederholter Betrachtung des Werkes mit Hülfe der Idee von der Kirche, daß der platonische Staat nicht sey, was er seyn solle, und warum er es nicht seyn könne.

Die Entdeckung dessen, was in der Anlage des Ganzen und in der Ausführung des Einzelnen verfehlt ist, verminderte nicht meine Verehrung des Platon, sondern erhöhte nur meinen Dank gegen

Gott, der, nachdem die Zeit erfüllet war, in der Wirklichkeit erscheinen ließ, was jener tiefsinnige Weise und kühne Denker in den glücklichsten Augenblicken seines wissenschaftlichen Lebens nur dunkel geahnet hatte.

Da ich von Jugend auf gewohnt war, den platonischen Staat als den Gipfel griechischer Kunst und Weisheit anzusehn: so suchte ich darin wohnhaft zu werden. Oft überschaute ich von seiner Höhe herab das Griechenleben mit seinen öffentlichen und häuslichen Einrichtungen, mit seinen Künsten des Krieges und des Friedens, mit seinen Göttern und Tempeln, seinen Spielen und Festen, seinen Helden und Rednern, seinen Denkern und Dichtern. Nichts sprach aus dem Allen mich stärker an als eine seltsame Mischung von Niedrigkeit und Größe, von Wahrheit und Irthum, von Weisheit und Thorheit, von Tugend und Laster, von Anmaßung und

Schwäche. Ueberall fand ich bestätigt, was geschrieben steht: Perdam sapientiam sapientum, et prudentiam prudentum reprobabo. Weit entfernt aber, daß mich dieß hätte kleinmüthig machen sollen, bestärkte es mich vielmehr in der Ueberzeugung, daß um in den wichtigsten Dingen die Besten von uns vor dem gröbsten Trug zu sichern, der Beystand eines Gottes vonnöthen ist, daß dieser Gott in dem Gekreuzigten erschienen ist, daß dieser Gekreuzigte in dem Geiste, welchen er den Seinigen verheißen hat, unter uns lebt und fortleben wird bis an das Ende der Tage, daß unter dem Einflusse dieses seines Geistes die Aermsten an Einsicht in dem, was zu ihrem Frieden dient, heller sehn, als ohne ihn die Klügsten und Weisesten der Welt.

Der Kleinmuth, der dich ergriffen hat, setzte Adalmar hinzu, ist eine gerechte Strafe dafür, daß du Trost such-

test, wo er nicht zu finden ist. Nicht Sokrates, Platon uud Xenophon — nein! der Anfänger und Vollender unseres Glaubens ist es, seine Propheten und Apostel mit ihren erwählten Jüngern sind es, die das Herz, wenn es zagt, fest machen können; ja ihr seyd es auch, die ihr jetzo mich in Gefahr und Kampf hintreibet, um für eure Sache nicht mit Worten nur zu streiten, sondern auch mit dem Schwerdt.

Hier schwieg Adalmar, und versank in ein tiefes Nachdenken. Als er daraus zu sich zurückkehrte, wollte ich ihm einige Fragen thun, wurde aber daran verhindert, durch Jemanden der stark an die Hausthür pochte. Es war ein Diener aus dem Gasthofe. Seit Mitternacht, sagte der Knabe bey'm Eintritt in das Zimmer, wären die Wagen angespannt, so eben habe es halb 5 geschlagen. Bereits vor einer Stunde sey die gnädige Frau mit einem Theile der

Dienerschaft vorausgereiset. Ihr Gemahl lasse den Herrn dringend bitten, eiligst zu kommen; man werde Mühe haben, die Vorausgegangenen bis zur nächsten Post einzuholen.

Adalmar reichte mir schweigend die Hand, und verließ mich augenblicklich.

Ich wünschte von ihm selber zu erfahren, wer er sey, und hoffte auf einen Brief seiner Hand; aber vergebens. Und so habe ich bis itzo des Freundes wahren Namen noch nicht vernommen, wohl aber sein Schicksal: denn am 27. December des Jahres 1813, empfieng ich von unbekannter Hand ohne erläuternde Zuschrift einen Ring, dem inwendig die Worte eingegraben sind: Adalmar geblieben den 18. October 1813 in der Schlacht bey Leipzig. Auswendig steht: Gedenke unseres Bundes.

Köln, gedruckt bei Th. F. Thiriart.

Noback, C., die neueste und kürzeste dabei vollständigste und zugleich bequemste Art von Wechsel-Arbitrage-Tafeln; dargestellt und bewiesen in einer Mustertafel dieser Art, nebst Erläuterung derselben. fol. u. 4. Creveld 20 gr. 1 fl. 24 kr.

— — Erläuterung dieser Art Wechsel-Arbitrage-Tafeln, besonders abgedruckt. 4. 4 gr. 18 kr.

Zum-Bach, C. A., flüchtige Gedanken über das Adressenwesen. 8. 1818. br. 5 gr. 20 kr.

Im Laufe des Sommers erscheinen:

Hüllmann, K. D., Staatsrecht des Alterthums. gr. 8.

Kempis, Thomas a, die vier Bücher von der Nachfolgung Christi. Alte Uebersetzung mit einem Vorworte von Fried. Leop. Graf zu Stolberg. 12. mit grober Schrift

— — 32. mit feiner Schrift

Bayerische Staatsbibliothek München

L. Weber

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Delbrück, Ferdinand,

Sokrates Betrachtungen und Untersuchungen

Köln 1819

Biogr. 1104 b
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10067015-6